Norbert Potthoff (Hg.)

TATORT KREFELD

Schauergeschichten aus Krefeld und vom Niederrhein

Nele Perpéet
Norbert Potthoff
Jeannine Moens

Die Krähen



Krimi

Norbert Potthoff (Hg.)

TATORT KREFELD

Schauergeschichten aus Krefeld und vom Niederrhein

Nele Perpéet
Norbert Potthoff
Jeannine Moens

Die Krähen



Krimi

Die Krähen

Krimi
res publica artis 1984
bücher

DIE KRÄHEN
1. Auflage 2008

Satz, Layout und Umschlaggestaltung:
Norbert Potthoff, Atelier für Kunst&Design,
Dionysiusstr. 104-106, 47798 Krefeld
potthoff@art-krefeld.de   www.art-krefeld.de
Druck und Bindearbeiten C.H. Beck

ISBN 3-928570-30-3

Norbert Potthoff (Hg.)

Die Krähen

Schauergeschichten
aus Krefeld und vom Niederrhein

Geschichten von
Nele Perpéet
Norbert Potthoff
Jeannine Moens

mit Illustrationen von
Heike Potthoff-Scheurenberg
Norbert Potthoff

Inhalt

DIE KRÄHEN, MORD UM MITTERNACHT UND FINSTERE RITUALE

Der Niederrhein scheidet die Geister. Entweder man mag ihn oder man kennt ihn nicht.

Dazwischen scheint es nichts zu geben. Die Gründe dafür reichen weit zurück in die Vergangenheit, bis in die Zeit der frühesten Besiedelung und sogar weit darüber hinaus. Und die Tourismusbranche kämpft gegen Kräfte und Rituale, die in der Urzeit der Region ihre Wurzeln haben und die den fähigsten Tourismusmanager verzweifeln und scheitern lassen.

Armer Niederrhein

Da wirbeln sie seit Jahren, verbinden sich mit Wirtschaftsförderungsgesellschaften, erhalten staatliche Förderungsgelder und pflegen ihre Mehrgleisigkeit zwischen Heinsberg/Krefeld/Kalkar: Unsere Tourismus-Experten. Doch was kommt dabei heraus? In einer Darstellung der eigenen Aktivitäten und Möglichkeiten hat jetzt der Tourismusverband NRW für den Niederrhein ebenso beschämende wie nieder-

schmetternde Erkenntnisse verbreitet: In einer bundesdeutschen Umfrage nach dem Bekanntheitsgrad von Reisezielen rangiert der Niederrhein weit abgeschlagen als einsames Schlusslicht

Doch es kommt noch schlimmer. Bei der Frage nach Spontan-Assoziation zum Begriff Niederrhein wurden neben Rhein, Grenze, Wandern, Xanten u.a. auch Weinanbau und Weinprobe genannt! Von Altbier keine Rede. Da haben unsere Brauereien noch ein tüchtiges Stück Arbeit vor sich! In der Untersuchung erreichte der Niederrhein bei der bundesdeutschen Bevölkerung einen Bekanntheitsgrad von sage und schreibe zwei Prozent.

Es gibt Meldungen, die sollte man einfach nicht lesen. Weinprobe am Niederrhein! Ha! *Niesling Beerenauslese* etwa? Oder *Feuchtnebel Spätburgunder* vom Hülserberg Südhang? Eine derartige Weinprobe würde uns garantiert mächtig in die Schlagzeilen bringen. Oder sollte man unser Altbier besser mit griffigen Namen vermarkten. Etwa *Isssumer Nonnenfürzke*. Klingt fast so gut wie Kröver Nacktarsch. Schön wäre auch *Xantener Drachenblut* oder *Krieewelsch Pappköpp edelherb. Natürlich* alles als Original Brauereiabfüllung in der 1 Liter Flasche mit dem praktischen Tragebügel. Aber solange die Niederrheiner ihre seltsamen Sitten beibehalten, würde auch die beste und originellste Werbung nichts nutzen und bewirken.

Den größten Teil meines Lebens habe ich damit verbracht, in Archiven zu hocken, Bücher zu wälzen und den Staub von Jahrhunderten einzuatmen, immer auf der Suche nach den Geheimnissen des Niederrheins, die unter einer dünnen Schicht der christlichen Kultur verborgen liegen. Doch mehr fand ich, indem ich lernte, den Kopf in den Nacken zu legen. Mit einem Blick in die dräuenden Wolken, die so typisch sind für unsere Heimat, besonders im Herbst, entdeckt man rasch Wodan, den Sturmgeborenen, der auf seinem achtfüßigen Grauschimmel Sleipner das Heer der Toten nächtens durch die Lüfte führt, von Wölfen begleitet, von Raben umkreist. Noch bis in die jüngste Zeit, vielleicht sogar noch heute, ließen die Bauern das letzte Büschel Roggen auf dem Feld stehen, damit sein Pferd etwas zu fressen fand. Doch der Reiter selbst begnügte sich nicht mit solchen Gaben. Er forderte mehr, er forderte Menschen, und man opferte sie ihm in der Hoffnung, selbst verschont zu werden. Wodan bedeutet Wut, aber nicht nur die Wut des Sturms am Himmel, sondern auch die des Sturms der menschlichen Brust. Die Wut jagt nicht nur die Seelen der Toten durch die Nacht, sie herrscht auch in der Seele der Lebendigen, sie rührte auf und reißt hoch. Wer würde in einer solchen Beschreibung seinen Nachbarn, geschweige sich selbst, wiedererkennen wollen?

Aber vielleicht fällt dieses sich selbst Erkennen an einem anderen Punkt leichter, wenn man über die Trankopfer jener Zeit spricht, einer unseligen Tradition, die sich bis heute erhalten hat, auch wenn sich die Namen der Götter, denen man mehr oder weniger ungewollt das Opfer bringt, längst geändert haben. Zu bestimmten Zeiten im Jahr kamen die Niederrheiner zusammen. Damals hießen sie vielleicht noch Cananefaten, Bataver, Cugerer, die Bewohner des Zweistromlandes zwischen Maas und Rhein. Man traf sich zu Frühlingsbeginn, wie beim Fest der Fruchtbarkeitsgöttin, um Neujahr zur Sonnenwende oder im Herbst beim Dankfest für die Ernte, in Krefelds Norden inzwischen "Kappesfest" genannt. Um den Kulthain herum wurden Zelte errichtet für die aus allen Himmelsrichtungen herbeiströmenden Gläubigen. Im Mittelpunkt stand das Tieropfer. Man war dabei von einem gesunden Materialismusgetragen und ließ den Himmlischen nicht alles, der größte Teil des guten Fleisches wanderte zum Festschmaus in die Kochtöpfe: Was dem Gott guttat, mußte auch dem Menschen guttun. Glaubte man, und hielt es genauso mit dem Rauschgetränk,

dem Bier. Nach feierlich gebrachtem Trankopfer trank man den großen Rest selber, was häufig, wie die Überlieferung berichtet, höchst unfeierlich endete.

Der Niederrheiner weicht bis heute von diesen Tradition der festlichen Opferung nicht ab, errichtet seine Zelte um den Kulthain herum und wie eh und je wandert der größte Teil des Tieropfers in Form von Bratwurst, Grillhaxe und Gulasch in seinen eigenen Magen. Nun wäre es im höchsten Maße unschicklich, in der heutigen Zeit einen Schluck Bier zum Wohle der Götter auf den Boden zu gießen. Man mag sich das Ausmaß einer solchen Sauerei gar nicht vorstellen. Als wesentlich praktischer hat es sich erwiesen, das Opfer gleich beim Zapfen einzubehalten. Man erkennt es an der Tatsache eines nicht ganz bis zum Eichstrich gefüllten Glases.

Was ich in jahrelangen Bemühungen fand war teilweise so schockierend und entsetzlich, dass ich keinerlei Veranlassung verspürte, meine Erkenntnisse einer größeren Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Wer würde sich schon für die "finsteren Seiten" des Niederrheiners interessieren? Wäre das vielleicht der endgültige Todesstoß für Tourismus jeglicher Art?

Dieses Manuskript mag auch einige Erklärungen dafür liefern, warum der Niederrhein bis heute in der Tourismusbranche als Schlußlicht erscheint und viele Besonderheiten der Region, wie zum Beispiel das Altbier, außerhalb unserer Grenzen nahezu unbekannt sind.

Man muß schon ein wenig im Kalender zurückblättern, um einen ersten Eindruck von diesen geheimnisvollen Urkräften des Niederrheins zu erhalten, Kräfte, die noch älter sind als Wodan, noch älter als die Kelten und noch älter als die Zeit, als man noch trockenen Fußes vom Niederrhein zu dem Land gelangen konnte, das heute Britannien heißt, als die Themse noch ein Nebenfluß des Rheins war. Die geschilderten Ereignisse sind exemplarisch und keineswegs vollständig.

Welche Mächte auch immer sich anschickten, den Niederrhein zu besetzen, sie mußten alle früher oder später einsehen, daß sie hier auf eine größere Macht stießen, einer Macht, der sie nicht gewachsen waren. Es begann damit, jedenfalls fand ich keinen Anhaltspunkt für noch frühere Ereignisse, daß um 590 000 Jahre vor unserer aktuellen Zeitrechnung der Elan der heran wälzenden Eismassen ausgerechnet am Niederrhein zum Erliegen kam. Sie zogen sich nach einer gewissen Verweildauer zähneknirschend zurück, ließen ein paar Schuttberge, Endmöränen genannt, zurück und verkrochen sich wieder nach Norden. Den Römern erging es ein paar Jahrtausende später nicht besser. Auch sie wurden trotz eifriger Bemühungen am Niederrhein nicht so recht heimisch, und der Versuch, vom Niederrhein aus das restliche Germanien zu erobern, endete am Ende kläglich. Der germanische Arminius schlug den römischen Varus irgendwo im Teutoburger Wald vernichtend. Dann versuchte es der Vatikan, dem letztlich auch nicht mehr gelang, als kurkölnisch Linn und Uerdingen zu behaupten. Einen weiteren Versuch starteten dann die Burgunder unter Karl dem Kühnen, ihr Reich über den Niederrhein von der Rhone bis zur Nordsee auszudehnen. Sie scheiterten in der Schlacht bei Neuss. Den Spaniern erging es bei ihrem Versuch kaum besser. Auf Krefelder Gebiet war die Eroberung der Burg Krakau nur eine Episode ohne anhaltende Bedeutung.

Die Franzosen, die hätten es beinahe geschafft, war doch der Niederrhein einmal ihre niederfränkische Heimat. Wären sie doch nur bei ihrem Charme geblieben! Doch Eitelkeit kann man hier auf den Tod nicht ausstehen und so mußten auch sie unverrichteter Dinge wieder abziehen. Und die Preussen? Das war, wie bei allen anderen Versuchen zuvor, auch *nix Halves on nix Janzes*, wie man in Krefeld sagt. Die gaben sich zwar fesch französisch, war aber nur eine billige Kopie. Der Krefelder Leinenweber, angetan mit einem

Baselümke (dat Baselümke = Arbeits-Oberhemd, das nur bis zur Hüfte reichte, blusenartiger Kittel), die Rolle Tuch auf der linken Schulter wie Meister Ponzelar, das Bierglas in der rechten Hand, so stellt man sich bei den Preußen keinen Soldaten vor. Kurz zusammengefaßt, wer *net van he is*, der faßt hier auch nicht Fuß. Basta. Und wer es als Einzelner nicht schafft, in Krefeld heimisch zu werden, *dä is en Zebbedäus.*

dä Zebbedäus = Zebedäus, galiläischer Fischer, Vater der Apostel Jakobus und Johannes. Ausdruck für einen fremdartigen Menschen. Redensart: Dä ärme Zebbedäus kann en Krieewel net wärm werde. = Der komische Mensch wird bei uns nicht heimisch.>

Wenn man diese und viele andere Ereignisse analysiert, kommt man zu der Einsicht, daß der passive Widerstand am Niederrhein erfunden wurde.

Natürlich wirken diese Kräfte auch in die entgegengesetzte Richtung. Zum Beleg dazu nur zwei Beispiele. Den Siegfried aus Xanten, unbesiegbarer Held, zog es aus Ruhmsucht in die Fremde und wurde prompt irgendwo in den Wäldern jenseits von Worms erschlagen. Und der Beuyss Jupp ließ sich vom Glanz der Düsseldorfer Kunstwelt verlocken, seine niederrheinische Heimat zu verlassen. Zur Strafe steht er seitdem verfilzt in der Fett-Ecke und wartet auf seine Erlösung wie Kaiser Barbarossa, dem im Kyffhäuser schon der Bart durch die Tischplatte gewachsen ist.

Wä emmer op Rees es, es üewerall tu Hus, mar tu Hus es hä net, besagt ein Krefelder Sprichwort und belegt, wie gefährlich es ist, sich von seinen Wurzeln zu entfernen.

Diese wenigen Beispiele mögen einen ersten kleinen Eindruck davon vermitteln, dass einiges am Niederrhein anders läuft als andernorts und es vielleicht nicht so leicht fällt, von touristischen Attraktionen zu sprechen. Aber sich dennoch auf den

Niederrhein und seine Bewohner einzulassen, ist für mich eine Frage des Mutes. Aus diesem Grund beteilige ich mich nahezu an allem, was zum niederrheinischen Brauchtum gehört.

feuchten Federn.

Dann zogen plötzlich Wolken auf und verdunkelten den Himmel. Ein Wind wuchs, wurde zum Sturm und fegte vom Fluss hinauf zur Stadt. Er fegte durch die Straßen und wirbelte Papier und lose Blätter durch die Luft. Die Leute hielten ihre Hüte fest und knöpften ihre Jacken zu. Ein heftiger Regen setzte ein und jedermann suchte Schutz unter Dächern und Türen, drängte sich in die Läden und Cafés. Die Tropfen prasselten auf die Steine der Straße, wurden zu Fontänen. Dazu jagte der Wind durch die Häuserschluchten. Mischa hastete voller Furcht die Straße hinunter. Der Sturm folgte ihm unerbittlich, kam näher und näher, erreichte den Jungen, schlang seine unsichtbaren Arme um ihn, wirbelte ihn in die Höhe und zerschmetterte ihn alsdann am Boden.

Passanten, die den Vorgang atemlos verfolgten, behaupteten später, der Junge habe im Zentrum eines Wirbels gestanden, der ihn herum geworfen und endlich zu Boden gerissen hätte. Ja, einige konnten sich des Eindrucks nicht erwehren, der Sturm hätte geradezu nach dem Jungen gesucht.

So plötzlich, wie das Unwetter gekommen war, verzog es sich wieder. Die Wolkendecke brach auf, eine milde Sonne kam zum Vorschein und ließ den nassen Asphalt glänzen. Der Sturm beruhigte sich und legte sich schließlich ganz.

Auf dem noch regenfeuchten Gehsteig lag ein toter Junge, um den sich erschreckt die Menschen scharten.

Unten am Fluss stand ein Mädchen mit wehenden Haaren.

Und hoch in der Luft, segelte mit ausgebreiteten Schwingen ein weißer Vogel unter einen goldenen Sonne.

Norbert Potthoff

DIE HEXE

Zaundürr ist die Hexe, ein altes Weib mit rotgeränderten Augen. Sie hat eine Warze auf der Nase, trägt eine Brille und wird von einem Kater begleitet. Sie lockt den ahnungslosen Wanderer freundlich in ihr schauriges Hexenhaus, wo sie ihn mit einem Essen aus geheimnisvollen Kräuterwurzeln tötet, anschließend kocht und dann verspeist. Sie kennt sich aus im Liebeszauber, läßt die Ernte verdorren manchmal Schlimmeres - und nimmt den Kühen die Milch.

So hatte Thomas Sprenger als Kind in den Märchen über Hexen gelesen. In jener Zeit, als das Wünschen noch half, als das Wort noch Zauberkraft besaß.

Doch die Wirklichkeit sah anders aus. Das kleine Hotel südlich von Walbeck, die holländische Grenze fast in Sicht weite, war schwerlich als Hexenhaus oder okkulter Ort zu bezeichnen. Die hellverputzte Fassade war mit leuchtendem Blauregen bewachsen, wirkte freundlich, geradezu anheimelnd. Rasen, Wege und Rabatten waren gepflegt, wie man es sonst nur in

Irland findet. Die Irländer, so behauptet man, werden ja mit einem Rasenmäher in der einen und einer Heckenschere in der anderen Hand geboren. Zwischen Rosenspalieren ging Sprenger auf sanft knirschendem Kies auf das Haus zu. Erst dort entdeckte er auf Lattengestellen Bündel von Kräutern und Wurzeln, die in Wind und Sonne getrocknet wurden. Eine grüne Hexe also, ging es ihm durch den Sinn. Eine, die mit Pflanzen und Kräutern arbeitet. Nicht nur altes Zauberwissen, sondern auch altes Heilwissen, das diese Frauen wiederentdecken.

Der Türsturz war niedrig, wies auf Ursprünge des Hauses bis ins Mittelalter hin, als die Menschen noch wesentlich kleiner waren. Sprenger zögerte, beugte dann instinktiv den Kopf, atmete tief durch und trat ein.

Der Innenraum bestätigte das Alter des Hauses. Eichenbalken stützten und trugen die niedrige Decke und nur mit Hilfe diverser Durchbrüche hatte man aus kleinen Zimmern einen großen Gastraum geschaffen, der etwa vierzig Gästen Platz bieten mochte. Die junge Frau, die ihm nach freundlicher Begrüßung einen Tisch anwies, strahlte vor praller Lebenslust von mindestens fünfundneunzig Kilo. Sprenger verneinte innerlich die Frage, ob sie die Hexe sein könnte, aber sein suchender Blick fand auch sonst niemanden im Raum, auf den es zutreffen mochte. Er verbarg seine Unruhe mit einem Lächeln, mit dem er sich dann hinter der Speisekarte verbarg.

Der Zeitpunkt für dieses obskure Treffen schien gut gewählt. Fast schon am Ende der Mittagszeit verließen mehr und mehr Gäste den Raum, bis er schließlich den Eindruck hatte, völlig allein im Gastraum zu sitzen. Auch Sprenger hatte seinen obligatorischen Spargelteller längst geleert, machte jedoch keine Anstalten, die Rechnung zahlen zu wollen. Hatte Pater Jakob ihn genarrt? Hatte er ihn den weiten Weg von Krefeld umsonst machen lassen? Sprenger knackte unschlüssig mit den Fingergelenken und spürte die Unruhe

zurückkommen. Die Eichenbalken ächzten in der Stille des Raumes, irgendwo schlug eine Tür und natürlich hörten seine angespannten Sinne nun auch den langsamen Pendelschlag der Standuhr.

Von Pater Heinrich war immer noch nichts zu sehen. Der essfreudige Mönch würde seine Verspätung bereuen, denn die Küche würde bald schließen, falls das nicht schon längst geschehen war. Denn er hatte schon seit geraumer Zeit kein Klappern und Klirren, kein geräuschvolles Auftischen und kein halblautes *guten Appetit* mehr vernommen.

Sie stand an der Tür zur Küche stumm und regungslos wie eine Statue. Sprenger wußte nicht, wie lange sie ihn schon so beobachtet haben mochte. Er hob leicht die Hand, nun doch entschlossen, rasch den Heimweg anzutreten.

»Zahlen bitte.«

Er wunderte sich über seine krächzende Stimme und räusperte sich vorsichtig. Sie nickte sofort und kam lächelnd an seinen Tisch. Mit ihrem fest geschnürten Mieder und den bunten Bändern im kupfernen Haar sah sie aus wie eine Sängerin einer irischen Folkloregruppe.

»Sie wollen schon gehen? Haben Sie noch etwas Geduld. Ihr Freund wird gleich hier sein.«

»Mein Freund? Sie wissen von meiner Verabredung?«

»Aber ja. Ich habe extra den Herd noch heiß gehalten. Er wird hungrig sein.«

Sprenger wußte nicht warum, aber ihre sanfte Art wirkte schamlos und provokant. Es klang ihm, als spräche sie herablassend zu einem dummen Kind. Er vermeinte, bis unter seine spärlichen Haarwurzeln rot zu werden und hätte ihr gerne eine scharfe Erwiderung gegeben. Aber die rechten Worte fielen ihm dazu nicht ein. Das dumpfe Grollen eines absterbenden Motors, das durch ein offenes Fenster in den Raum drang, ersparte ihm weitere Überlegungen.

Pater Heinrich näherte sich ihm mit schweren Schritten, was nicht nur an seiner Leibesfülle lag. Seine Augen rollten hin und her und er schnaufte vernehmlich.

»Werde langsam zu alt für die schwere Maschine. Aber das Wetter war einfach zu verlockend.«

Er streifte die Lederhandschuhe ab und schob den Helm auf einen freien Stuhl.

»Einen schönen Ort hast du dir für unser Treffen ausgesucht. Weißt du eigentlich, wo wir hier sind?«

»Wenn du es nicht weißt, warum hast du mich dann hierher bestellt?«

»Du hast doch mich...«

Sie sahen sich gleichermaßen sprachlos an.

»Nein, du hast mich!« Sprenger zog einen Brief aus seiner Jacke und legte ihn dem Freund vor. »Ist das etwa nicht deine Handschrift?«

Der Mönch grapschte nach dem Brief, las und ließ ihn fallen. Mit zitternder Hand zog er nun selbst einen Brief aus der Tiefe seiner Kutte.

»Und das hier? Ist das nicht etwa deine eigenhändige Einladung zum Essen in einem echten Hexenhaus?« sagte er grollend.

Sprenger starrte auf seinen Brief, der unmöglich sein Brief sein konnte. Nie und nimmer hatte er den Freund zu diesem Treffen bestellt. Der Vorgang war äußerst befremdlich, geradezu beunruhigend. Wer mochte hinter diesem Streich stecken, der zudem nicht einmal ein klares Ziel erkennen ließ.

»Guten Appetit, mein Herr. Ich denke, sie mögen den Spargel so.«

»Gelobt sei Jesus Christus«, murmelte der Mönch, stierte vom duftenden Essen hinüber in ihren appetitlichen Ausschnitt und wieder zurück auf den Teller.

»Wenn das nicht so verdammt lecker riechen würde! Aber die Leviten, mein Freund, die lese ich dir anschließend. Darauf kannst du dich verlassen.«

Er stopfte sich die Serviette in den Kragen und

machte sich über den Spargel her. Sprenger atmete tief durch. Es war nicht sonderlich erheiternd, einem Gourmand beim Essen zuzuschauen. Doch Pater Heinrich machte es schnell, wenn auch nicht minder geräuschvoll.

»Wunderbar. Ganz wunderbar. Aber eigentlich hatte ich noch gar nichts bestellt«, wunderte sich der fette Mönch. »Wenn es nicht mein Lieblingsessen gewesen wäre, ich hätte es glatt zurückgehen lasen.« Er schnaufte vernehmlich in seine Serviette. »Aber nun zu dir, mein Freund. Jetzt erkläre mir einmal den Brief.« Seine Augen funkelten angriffslustig.

»Wenn du mir deinen erklären kannst?« giftete Sprenger zurück. »Hast du nicht lange im Vatikan in der *Fälscherwerkstatt* gearbeitet?«

»Ich habe nur die Arbeit der heiligen Inquisition mit den unerschütterlichen Glaubensgrundsätzen der Kirche in Einklang gebracht«, empörte sich der Pater. »Nur Ignoranten reden da von Fälschung.«

»Aber meine Herren, ereifern sie sich nicht. Den Brief, den kann ich erklären.« Die Wirtin war unbemerkt an ihren Tisch getreten, servierte drei Tassen Mokka und setzte sich dann zu ihnen, nachdem sie das Geschirr einfach auf einem Nachbartisch abgestellt hatte. »Beide Briefe, natürlich«, ergänzte sie lächelnd. »Aber zuerst möchte ich mich vorstellen. Mein Name ist Gillis. Entgen Gillis.«

Pater Heinrich runzelte die Stirn. »Ein seltsamer Name.«

»Ein sehr alter Name. Ja, ich weiß. Es gibt nicht mehr Viele, die sich an die alten Namen erinnern.«

»Und was können Sie uns zu den Briefen erzählen?«, mischte sich Sprenger rasch ein. Er war zwar Historiker, aber kein Namensforscher.

»Die Briefe? Ach ja, die habe ich Ihnen natürlich geschrieben. Ich wußte nicht, ob sie einer direkten Einladung gefolgt wären. Also habe ich diesen kleinen Umweg gewählt.«

»Was Sie nicht sagen!« lachte Sprenger. »Wir

kennen sie nicht, aber sie können seine Handschrift fälschen und dazu auch noch meine?«

»So etwas ist für mich eine Kleinigkeit«, lachte sie. »Wollen Sie einmal sehen?« Sie zog einen Stift aus dem Ausschnitt und griff nach einem der Briefe. »Schön. Nehmen wir einmal einfach ihre Mutter. Und so unterschrieb sie ihre Dokumente.«

Rasch flog der Stift über das Blatt und Sprenger wurde blaß.

»Und?« fragte der Mönch neugierig. »Ist das etwa die Unterschrift deiner Mutter?«

»Schlimmer noch«, stammelte Sprenger und erhob sich zitternd. »So habe ich während der Schulzeit die Unterschrift meiner Mutter gefälscht. Was bedeutet das, was geht hier vor?«

»Das möchte ich auch gerne wissen«, ergänzte der Mönch drohend. »Sie schulden uns eine Erklärung.«

»Die schulden Sie mir!« antwortete Entgen Gillis schnell. »Seit 1613. Deshalb habe ich sie herbestellt.«

»Das glaube ich einfach nicht«, lachte Sprenger hysterisch. »Dann habe ich wohl meinen falschen Terminkalender dabei.«

»Mal ganz ruhig, mein Freund. Setz dich wieder. Warst du mit dem Mädel vielleicht in einer Klasse? Hast du sie damals geschwängert und sitzen gelassen? Weiß sie deshalb so viel über dich?«

»Hast du nicht zugehört? Sie sagte 1613! Außerdem gab es zu meiner Schulzeit noch keine Koedukation. Ich war auf einer reinen Jungenschule.« Sprenger ließ sich resigniert wieder auf den Stuhl fallen. »Ich versteh das nicht. Ich kenne sie jedenfalls nicht. Aber vielleicht hast du sie im Beichtstuhl verführt und willst dich an nichts erinnern.« Er versuchte sich mit Sarkasmus über die Situation zu retten.

»Die paar Frauen die ich hatte, an die kann ich mich recht gut erinnern«, sagte der Mönch kalt. Und mit einem prüfenden Blick in das Gesicht der Frau: »Sie gehört jedenfalls nicht dazu. Aber du hast recht. Irgend etwas ist hier faul.«

Entgen Gillis lächelte zufrieden. »Sehr richtig, Herr Professor. Ihre Studenten in Köln rühmten stets ihr phänomenales Gedächtnis. 1613, was fällt ihnen dazu ein?« Sie schnippte leicht mit den Fingern.

Pater Heinrich bekam einen stieren Blick. Sein Hirn arbeitete wie rasend. »Sie waren nie in meinem Beichtstuhl und sie waren auch nie in einer meiner Vorlesungen«, sagte er langsam. »Da bin ich mir sicher. Aber ehe wir uns dieser Jahreszahl zuwenden, möchte ich doch gerne hören, warum sie uns hierher bestellt haben. Ihre Fähigkeit, Schriften zu fälschen, will ich erst einmal als Phänomen betrachten. Vielleicht lösen wir das Rätsel später.«

»Nur Geduld, meine Herren. Sie werden schon auf ihre Kosten kommen. Ich verfolge schon seit langem ihren...«, sie zögerte und fuhr dann mit eigenartiger Betonung fort, »„... Lebensweg. Ich wollte schon seit jeher die Herren Jakob Sprenger und Heinrich Kraemers einmal kennen lernen. Das ist der erste Grund meiner Einladung.«

»Der Dominikanermönch Heinrich Kraemers, der sich Institoris nannte?« Der Pater ächzte verblüfft. »Sie meinen den Verfasser des HEXENHAMMERS? Und Jakob Sprenger? Sehr wohl auch ein Inquisitor, aber nicht als Autor des Hexenhammers zu nennen.«

»Wenn sie keine anderen kennen, dann meine ich genau die.«

»Dass mein Vater mich in seiner Naivität so taufen ließ, dazu kann ich nichts«, erwiderte der Mönch mit Unmut in der Stimme. »Es ist gewiss nicht das erste Mal, dass man mir diesen unseligen Namen vorhält. Gewöhnlich lache ich darüber. Außerdem, mein langjähriger Freund heißt zum Glück Thomas.«

„1613, Bruder Thomas und Bruder Heinrich", murmelte Sprenger plötzlich mit nach Innen gekehrtem Blick, als reagiere er auf ein tief in seinem Geist verborgenes Stichwort. Die Kälte eines Kerkers breitete sich im Raum aus und seine Stimme wurde messerdünn. »Ich kenne den Fall sehr wohl. Sie leiteten das

Verhör gegen Entgen Gillis aus Herongen, die Hebamme. Sie half bei der Geburt von Zwillingen. Ein unseliges und unnätürliches Zeichen, denn das zweite Kind ist immer ein Kind des Teufels, der damit Gottes Schöpfung nachzuäffen und zu verhöhnen sucht. Und so starb ein Kind in der ersten Nacht und sie übergab es ihrem Gebieter. Hans Lodewijks, der Wahrsager, trug sie dem Gericht zu und nannte viele andere, die das Kind verspeist haben sollten.«

»Schweig, du Unseliger!« donnerte der Pater. Auf seiner Stirn standen große Schweißperlen, als leistete er eine übermenschliche Anstrengung.

Doch Sprenger sprach wie in Trance weiter, seine Stimme sank zu einem Flüstern herab: »Im Prozeß benannt als die „Hexenprinzessin" und auf der Holthuyser Heide bei Straelen bei lebendigem Leib verbrannt. Wir hätten besser den Wahrsager verurteilen sollen.«

Pater Heinrich starrte mit gequältem Blick auf den Freund. Irgendwo an seinem fetten Leib hatte er einen Gürtel gelöst. Mit einer einzigen Bewegung, als habe er es schon 1000 mal geübt, formte er daraus eine Schlinge und warf sie der Frau über den Kopf, indem er trotz seiner Leibesfülle flink wie ein Wiesel hinter die Frau gesprungen war.

Sprenger blieb vor Entsetzen der Mund offen stehen.

»Rasch«, donnerte ihn der Freund an. »Binde ihr die Beine, wenn dir dein Leben lieb ist. Sie ist wahrhaftig eine Hexe.«

Nur zögernd erhob sich Sprenger. Er konnte den Vorgang nicht begreifen, das Gehörte nicht verarbeiten.

»Nun mach schon endlich«, brüllte der Pater. »Ich kann sie nicht mehr lange so halten.«

Tatsächlich wand sich die Frau mit erheblicher Anstrengung gegen die Umschlingung. Suchend sah sich Sprenger nach etwas um, womit er die Frau binden könnte. Noch immer zögerte er. Erst die herausquellenden Augen der Frau ließen ihn rascher handeln. Er tat es dem Freund nach, löste seinen Gürtel und schlang ihn der Frau um die Beine. Mit einem heftigen Ruck zog er zu. Besser ihr die Beine zu fesseln, als sie vom Pater erwürgen zu lassen. Die Frau hustete und spuckte heftig. Gegen beide Männer konnte sie nichts ausrichten.

»Ihr lausigen Bastarde«, röchelte sie. »Glaubt nicht, dass ihr mich so überwinden könnt.«

Pater Heinrich lächelte zufrieden, wenn auch mit schweißnassem und rotem Gesicht. Er hatte die Frau schließlich sicher an den Stuhl gefesselt und schien in solchen Techniken über beträchtliche Übung zu verfügen. Sprenger hatte sich zwei Schritte zurückgezogen, schien jedoch langsam seine Fassung wiederzugewinnen.

»Hexe? Du als Mann der Kirche glaubst an Hexen?«

»Das ist keine Frage des Glaubens«, antwortete der Mönch dumpf, »sondern des Wissens. Teufel, Dämonen, Incubi und Succubi. *Haeresis est maxima, opera maleficarum non credere*. Es ist die größte Ketzerei, NICHT an Zauberei zu glauben.«

Er nahm sein Mineralwasser vom Tisch, schlug murmelnd ein Kreuz darüber und besprengte die mißhandelte Frau reichlich damit, wobei er unablässig auf Lateinisch weiter murmelte. Die weiße Folklorebluse der Frau verwandelte sich in ein wirres Muster aus nassem Stoff und durchschimmerndem Körper.

Sprenger leckte sich bei diesem Anblick unwillkürlich die Lippen und atmete flach. Auch wenn er die Handlungsweise seines Freundes kaum nachvollziehen konnte, so fand er doch keinen Mut, den Pater daran zu hindern, dieses seltsame Ritual zu vollenden. Schlimmer. Die Brutalität der Handlung schien einen seltsamen Reiz auf ihn auszuüben. Er hatte stets dem älteren Freund vertraut und dessen Erfahrung in Kirchenrecht nie in Zweifel gezogen.

Der Pater schob nun den Tisch ein Stück zur Seite

und setzte sich wie zum Verhör.

»So, gute Frau. Jetzt wollen wir ihre Geschichte hören. Aber ich warne Euch. Haltet Euch an die Wahrheit.«

»Gute Frau, gute Frau«, äffte Entgen nach. »Meine Geschichte? Gut, sagt, was ich gestehen soll.« Dann lachte sie wie über einen schlechten Witz.

Pater Heinrich brummte unwillig. »Das ist kein Inquisitionsgericht, doch hier geschehen seltsame Dinge. Ich kenne dieses Haus. Als ich ein Kind war, spielte ich hier noch in einer Ruine und vor nicht allzu langer Zeit war es wohl noch immer eine.«

»Das ist richtig. Der Hof meiner Eltern war abgebrannt. Ich habe ihn nach alten Plänen und Zeichnungen wieder errichten lassen. Soweit ich weiß, sind die Gebäude in 300 Jahren vier mal niedergebrannt oder niedergebrannt worden. Seltsam, nicht wahr?«

»Ein Beweis mehr, dass dies ein unseliger Ort ist und wohl schon immer war«, stimmte der Mönch stirnrunzelnd zu.

»Seid Ihr nun eine Hexe, wie mein Freund behauptet«, mischte sich nun Sprenger ein. Sein Gesicht war fahlgelb geworden und die Augen flackerten wie unter einem inneren Feuer. Er zog einen Stuhl heran und setze sich ebenfalls.

Die Frau sah ihn lange durchdringend an. »Oh, Bruder Thomas, der wißbegierige Protokollant«, sagte sie schließlich. »Wollt Ihr nach meinem Hexenmal forschen? Ruft doch den Folterknecht, dass er mir die Kleider vom Leib reißen möge. Oder seid Ihr Manns genug, es selbst zu tun?« höhnte sie weiter. »Nur zu, scheut Euch nicht, spüre ich doch schon Eure gierigen Blicke. Ich könnte es auch selbst tun, aber euer Freund hat mich leider so geschickt gefesselt.«

Sprenger senkte betreten die Augen. »Daran liegt mir nichts. Es soll Euch kein Unrecht geschehen.«

Pater Heinrich mischte sich wieder ein und gab seiner Stimme die ganze Autorität der Kirche. »Ihr scheint dem wirren Gedanken zu folgen, die

Wiedergeburt der damaligen Entgen Gillis zu sein, und in uns wähnt Ihr die Autoren des Hexenhammers vor euch zu haben, aber auch gleichzeitig die Mönche, die den Prozess damals in Straelen leiteten. Wie sollen wir das verstehen?«

»Ich BIN Entgen Gillis. Muss ich einem Professor für Paraphysik im Dienst der Kirche das erklären? Oder etwa Eurem schmalen Adjunktus, der sich neben seiner historischen Forschung mit Aufsätzen über Energiewirbel, Supraenergie und Bi-Lokalität hervortut? Zwei erfahrene Exorzisten sollten sich nicht so dumm stellen.«

Pater Heinrich überging ihre Behauptung. »Wer auch immer der Entgen Gillis damals den Prozess machte, er tat es streng nach Vorschrift. Dafür stehe ich als Mann der Kirche noch heute ein. Justizirrtümer hingegen gibt es auch in unserer Zeit. Würden Sie deshalb unsere Rechtsprechung in Frage stellen?"

»Oh nein. Ihr habt alles versucht, die Wahrheit zu erforschen. Meine Schwester ließet Ihr gefesselt ins Wasser werfen, ob sie als Hexe denn wohl oben schwämme. Sie versank und bewies damit ihre Unschuld. Leider ertrank sie bei der Wasserprobe«, seufzte sie. »Mir ließet Ihr die Beine brechen. Als ich vor Schmerzen schrie, da behauptetet Ihr, es sei der Teufel, der sich dagegen wehre, aus meinem Körper zu fahren. Aber damit gabt Ihr euch noch nicht zufrieden, Bruder Heinrich. Eine Hebamme, so eure kirchliche Logik, sei eine Gotteslästerung in Person. Nur Gott schenkt das Leben oder nimmt es wieder. Wer sich da einmischt, sei ein Werkzeug des Teufels und muß vernichtet werden. Ihr wolltet meinen Tod. Ob mit oder ohne Rechtsprechung.«

Der Pater lächelte überlegen und milde. »Ihr schildert das sehr anschaulich, gute Frau, aber Ihr irrt, wenn Ihr es MIR vorhaltet. Paraphysik ist ein arg strapazierter Begriff und wird gern von Wirrköpfen verwendet. Den Beweis, dass ihr die Entgen Gillis von 1613 seid, den könnt Ihr so nicht antreten.«

»Genau«, äffte Sprenger nach. »Energiewirbel, Supraenergie und Bi-Lokalität, das sind Gedankenmodelle, um bestimmte Phänomene zu beschreiben. Warum Jesus über Wasser gehen konnte oder an zwei Orten gleichzeitig war. Aber sie haben nicht als wissenschaftlicher Beweis zu gelten.« Und listig fügte er hinzu: »Und falls Ihr die doch sein solltet, die Ihr vorgebt zu sein, dann haben wir Euch damals auch nicht getötet. Dann erfreut ihr Euch immer noch bester Gesundheit. Andererseits, wenn es dann so ist, dass Ihr als Wiedergängerin uns hierhergelockt habt, dann war das Todesurteil Rechtens gewesen. Denn nur der Teufel und seine Helfer verspotten Jesus, indem sie nicht sterben wollen. Wir hätten Euch köpfen und pfählen lassen sollen, damit Ihr nicht wiederkehre könnt.«

Sie schüttelte ihre Locken vor Lachen. Aber es klang nicht fröhlich. »Mir scheint, Bruder Thomas, Ihr habt seid damals dazugelernt. Vielleicht habt ihr Lust, das Versäumte nachzuholen. Geht doch in die Küche. Dort findet ihr geeignetes Werkzeug.«

»Laß dich nicht provozieren«, drohte Pater Heinrich. »Wenn sie uns hierher bestellt hat, dann nicht, ohne eine Falle für uns vorbereitet zu haben. Sie scheint gewillt, uns vernichten zu wollen, gleichgültig ob sie nun Entgen Gillis ist, oder war oder nur vorgibt sie zu sein.«

Er stand auf, überprüfte die Fesseln der Frau und ging eine Weile schweigend im Raum hin und her.

»Wir sollten beten«, sagte er schließlich dumpf.

»Was?« kreischte Sprenger. »Wir sollen beten? Herr, vergib uns unsere Schuld?«

»Vielleicht«, sagte der Pater müde. »Dieser Irrsinn muß ja mal ein Ende haben.«

Das Pendel der Uhr schwang in der Stille, und dann setzte sich das Schlagwerk in Bewegung. Drei harte Schläge ließen Sprenger und Kraemers in Furcht erstarren. Entgen Gillis erhob sich von ihrem Stuhl,



ohne ihre Fesseln berührt zu haben. Sie schüttelte ihren Rock, als wollte sie lästige Krümel davon loswerden. Ihre Körper war sehr zart, fast durchscheinend und je länger Sprenger sie verwundert anstarrte, desto transparenter schien sie zu werden. Sie ging ruhig durch den Raum, der ebenfalls immer durchlässiger wurde. Sprenger erblickte über sich den blauen niederrheinischen Himmel mit treibenden Wolken, sah altes verrottetes Gebälk, roch den Kot von Ratten und sonstigem Getier und stolperte keuchend über Mauerreste und Schutt ins Freie. Aus den Augenwinkeln sah er, wie sich Pater Heinrich in wilder Panik auf sein Motorrad schwang. Die Frau war verschwunden.

»Wissen Sie, wie es zu dem Unfall kam?« fragte der Notarzt den Streifenpolizisten.

Der Polizist schüttelte den Kopf. »Einen so seltsamen Fall habe ich noch nicht gesehen. Das Motorrad und das Auto müssen in hoher Geschwindigkeit direkt aufeinander zugerast sein. Bei dem Ausweichmanöver in letzter Sekunde rasten dann beide in die Ruine. Der Mann im Cabrio, laut Ausweis ein gewisser Thomas-Jakob Sprenger, wurde herausgeschleudert und von einem alten Dachbalken regelrecht gepfählt. Er war natürlich nicht angeschnallt, sonst wäre sehr wahrscheinlich nichts passiert.«

»Und der andere?«

»Traurig das Ganze. Meist sind es ja die jungen Motorradfahrer die hier auf der Straße so aufdrehen. Aber einen rasenden Mönch, das habe ich noch nie erlebt. Die haben ja keine Knautschzone. Da geht es immer gleich auf die Beine oder an den Kopf, selbst wenn sie einen Helm tragen. Der wurde von einem niedrigen Türsturz regelrecht enthauptet. Der hätte sich nur ducken müssen.«

Norbert Potthoff

JANES

Das Unglück begann mit einem freien Parklatz. Er war nicht nur frei, sondern forderte auch nicht die obligatorische Parkgebühr, die das Parken im Zentrum unserer Städte zu einem unleidlichen und teuren Abenteuer macht. Mein erster Eindruck von dieser Stadt war also durchaus angenehm.

Seit Geburt heimisch in einer norddeutschen Kleinstadt, unweit von Nienburg, hatte mir der Umzug in eine niederrheinische Großstadt lange Zeit Unbehangen bereitet.

Doch Krefeld erwies sich als Großstadt mit kleinstädtischem Charme. Ich fand ein Quartier für die erste Nacht in einer kleinen Pension im nördlichen Bezirk und hatte mich an diesem Tag auf die Suche nach einer Wohnung gemacht, als ich den Parklatz fand. Meine Stimmung stieg weiter, als mich ein preiswerter Mittagstisch in ein gemütliches Gasthaus lockte, direkt am Parklatz gelegen.

Norbert Potthoff

WILLKOMMEN IM CLUB

»Sehr traurig«, nickt Hermine. »Sehr traurig, mein Kind.« Tröstend legt sie ihren Arm um Franziska. »Ich kann mir denken, wie sehr du leidest. So manch einer von uns wurde die Ehe schon zur Qual.« Wie zur Bestätigung legt sie ihr Gesicht in sorgenvolles Mitgefühl, um dann aber schnell zu fragen: «Möchtest du vielleicht ein Likörchen?«

Eine Antwort wartet sie erst gar nicht ab. Rasch zieht sie aus einem Korb mit Pflanzenschutzmitteln eine Flasche Eierlikör. »Alte Gewohnheit«, lächelt sie. »Habe früher den Likör vor meinem Mann versteckt. Der hatte so seine eigenen Vorstellungen davon, wie ich die Gärtnerei zu führen hätte." Sie seufzt abgrundtief. „Und jetzt ist er schon fünf Jahre tot. Aber so manche Gewohnheiten läßt man eben nicht.«

»Das wünschte ich mir auch«, seufzt Franziska. »Wenn er doch nur tot wäre! Dann hätte ich endlich meine Ruhe.«

»So etwas wünscht man sich nicht, mein Kindchen«, sagt Hermine tadelnd. »So etwas tut man.«

Auch ohne Likörchen pflegt Franziska die Gänge ihres alten Kombis krachend reinzuwerfen, aber sie macht es heute mit besonderem Vergnügen, als sie Hermines Pflanzenhof verlässt. Das Likörchen hatte sich zur halben Flasche ausgedehnt und die kreist ihr munter durchs Hirn. »Man tut es», kichert sie plötzlich vergnügt und schaltet krachend in den nächsten Gang. Der Gedanke kreist plötzlich im fröhlichen Einklang mit den Likörchen.

»Nein, so etwas tut man nicht, man wünscht es sich höchstens«, ermahnt sie sich und verfehlt haarscharf den Radfahrer, der wütend hinter ihr herschimpft. Es ficht sie nicht an.

»Doch. Man tut es. Jawohl.! Man tut es.«

»Bin ech etwa ne Fisch, der täglich jewässert werden muß?« nuschelt Jakob empört. »Jeden Tag unter die Dusche. So ne Verschwendung von Wasser und Energie. Und das bei ständig steigenden Energiekosten und einer drohenden Klimakatastrophe.«

Die meisten Trinker hatten bereits die Gleumes Schwemme verlassen. Es war spät geworden und es wurde ruhig im Nordbezirk. Jakob und sein Freund Karl harrten jedoch standhaft aus. Sie blieben meist solange, bis sich der Zappes auch bei den beiden Stammgästen standhaft weigerte, noch ein einziges Bier zu zapfen. Aber bis dahin war noch etwas Zeit, man war unter sich, und Jakob konnte sich ungestört empören. Zappes und Kellner sind wie Geistliche und an die Schweigepflicht gebunden und Karl würde *dat Franzi* schon nichts erzählen. *Dat Franzi* war schon längst nicht mehr die beste Ehefrau von allen. *Dat Franzi* war ein Neutrum geworden, manchmal sogar ein Monstrum.

»Kannst du nicht, mach doch mal, tu doch was,

andere Männer können doch auch. Den ganzen Tag nur lamentieren tun«, schimpft Jakob weiter. »Möchte nur wissen woher die wissen tut, was andere Männer auch können! Da keimt in mir ein übler Verdacht.«

»Ja nee«, räsoniert Karl, »is ja mein Reden. Frauen und Männer, die passen einfach nicht zusammen. Außer in die sexuelle Phase. Aber wenn die vorbei ist, dann ist auch der Spaß vorbei.«

Das Bier fließt Jakob am Bart vorbei. »Sexuelle Phase? Bisse jeck? Ja is die denn schon vorbei?«

Karl dreht abschätzend seine Hand hin und her und blickt den Freund listig an. »Ist ja wohl nicht mehr so drängend. Nicht mehr janz so wie früher. Ich meine, so wie am Anfang.«

»Pah! Wenn das bei dir so ist, bei mir jedenfalls noch lange nicht vorbei. Jedenfalls sehe ich die jungen Dinger noch ganz gerne.«

»Mal ehrlich. Wie nah bist du denn so einem jungen Ding in die letzten Jahre gekommen? Außer mit die Augen, wenn du dir nen Erotikfilm reintust. Ha, ha, ha.«

»Nich mal dat darf ich noch!« Jakobs Gesicht wird zum Hochtemperatur Reaktor. »*Dat Franzi* jönnt mir ja nix und janix mehr.«

Da ist sogar der Karl sprachlos und rettet sich in eine Bierbestellung. Zwei Worte, die er sogar im Koma noch sagen könnte: »Zwei Gleumes!«

Danach kommt ihm der rettende Einfall. »Dann lös es sportlich fair. Fordere sie zum Duell. Der Bessere möge siegen.«

»Ja bisse janz jeck? Wenn die mich nun trifft? Die war früher mal bei den Sportschützen. Wir wollten doch im nächsten Jahr ganz groß meinen Sechzigsten feiern.«

»Stimmt. Hasse recht. Wär ja blöd, wenn ausgerechnet du nicht dabei wärst. Also musst du es so machen, dass dir nichts passiert. Dann eben etwas weniger fair, dafür aber siegreich. Lass mich mal nachdenken.«

Jakob ist sprachlos. Dann bestellt er Bier und beugt

sich dicht zum Freund. »Du meinst, du meinst ich soll *dat Franzi....*?«

»Warum nicht. Fällt dir etwa etwas Besseres ein?«

»Ja nä. Ich kann doch nicht einfach. Du meinst doch nicht, ich sollte...?«

TTS nannten sich die Frauen spöttisch selbst. Turn, Trink und Singverein. Jeden Montag wurde geturnt, anschließend in der Schwemme getrunken und zu fortgeschrittener Stunde auch gesungen. Die Männer in Krefelds Norden mieden zu dieser Stunde die Schwemme wie der Teufel das besagte Weihwasser. Es war nicht zum Aushalten. Jedenfalls nicht für einen rechtschaffenen Krefelder Trinker. Möglicherweise lag es auch daran, dass die meisten Männer bereits in einem Alter waren, in dem ihnen die eigene Frau an störrischer Beharrlichkeit und Durchsetzungsvermögen oft über den Kopf wuchs. Wie sollten sie da zehn starke Frauen auf einen Streich aushalten können. Und die Jüngeren? Die stießen dort auf ein geballtes, weiblich-reifes Lebensalter, vor dem sie sich fürchteten. Also suchten sie alle das Weite und kamen erst wieder, wenn zu später Stunde der Ansturm vorbei war. Franziska war vor Monaten ganz zufällig dazugestoßen, als sie nach einem Streit mit Jakob heulend durchs Viertel gelaufen war. Eigentlich mied sie das Brauhaus und alle Kneipen aus Prinzip, aber der fröhliche Weibergesang hatte sie angelockt, ihren Kopf durch das offene Fenster der Schwemme zu stecken. Dann hatte Hermine mit scharfem Blick für die Situation die fremde Frau in die Runde gezogen und ihr mit Eierlikör, Bier, belegten Brötchen und Gelächter den Kummer vertrieben. Eierlikör und Altbier. Das traditionelle Krefelder Damengedeck. Seitdem war sie jeden Montag dabei, obwohl sie eigentlich nicht dazugehören durfte. Der Club der Frauen bestand ausschließlich aus Witwen. Hermine hatte nach dem überraschenden Tod ihres Mannes den Anfang

gemacht, und nach und nach war der Club auf elf Frauen angewachsen, darunter ihre vier besten Schulfreundinnen und sogar ihre Nichte Betti. Alle im besten Witwenalter. Franziska war die einzige Ausnahme.

Über einzelne Affären von Clubmitgliedern mit Männern sah man geflissentlich hinweg. Das waren lässliche Sünden. Und als eine von ihnen, die blonde Betti, dann doch wieder heiratete, duldete man es gelassen. »Probleme mit Männern kann man jederzeit lösen«, verkündete Hermine damals stolz, und alle nickten zustimmend. Auch Betti. Damit war das Thema dann vorerst erledigt.

An diesem Montag ist die Gruppe ausgelassen wie immer, alle Männer des Viertels haben rechtzeitig das Weite gesucht, und die opulente Käseplatte hat die Turnübungen des frühen Abends bereits ad absurdum geführt. Hermine führt lautstark Regie bei allen Trinkgesängen. Nur Franziska hat viele drängende Franken, doch die Freundin winkt ab.

»Nicht hier. Besuch mich Morgen. Ich habe einen Plan.«

»Woran ist eigentlich dein Mann ... gestorben?« Franziska sucht nach dem Eierlikör und holt ihn zusammen mit einer Flasche Unkrautvernichter aus dem Korb.

»Tu das mal schnell wieder weg, meine Liebe«, tadelt Hermine. »Damit kommst du nicht weit. Zu grob und zu auffällig. Nein, er hat nicht leiden müssen. Jedenfalls nicht lange.«

Franziska nickt tapfer. »Das wünsche ich mir auch.«

»Keine Sorge, mein Kind. Du mußt bestimmt nicht leiden. Es ist vorbei, ehe du noch merkst was los ist. Geht ganz schnell. Aber kümmern wir uns um den Fahrplan. Den mußt du unbedingt einhalten.«

»Ein Fahrplan? Franziska nickt tapfer. »Was soll ich also tun.«

»Als erstes mußt du mit deinem Mann Frieden schließen. Männer kann man zu nichts zwingen. Dann werden sie störrisch. Männer muß man manipulieren. Du mußt sie führen, ohne dass sie es merken.«

Franziska nickt eifrig und zieht einen Block heraus.

»Laß das, meine Liebe. Keine Notizen, keine Aufzeichnungen. Du mußt dir auch gar nicht besonders viel merken.«

»Was schlägst du also vor?«

»Handle als erstes einen Kompromiss mit ihm aus. Einmal in der Woche baden. Nicht Duschen sondern Baden. Das ist wichtig. Das müsste er aus seiner Kindheit noch kennen. Samstags ist Badetag.«

»Aber seine Füße! Ein Mal pro Woche reicht einfach nicht.«

»Das mußt du jetzt aushalten«, sagt Hermine kalt. »Ist ja nicht mehr für lange. Das Bad am Samstag gehört zum Plan und muß unbedingt eingehalten werden.«

»In Ordnung. Also, einmal in der Woche baden. Und dann?«

»Dann besorgst du dir ein neues Badesalz. Will sagen, ich gebe dir ein neues Badesalz. Ein ganz besonderes Badesalz. Und bevor er in die Wanne steigt, machst du ihm einen ordentlichen Pharisäer. Viel Rum in den Kaffee, verstanden?«

»Badesalz? Rum in den Kaffee? Ich verstehe nicht.«

»Er muß Alkohol im Blut haben. Viel Alkohol.«

»Aber er ist ja bereits jeden Samstagmittag in der Schwemme. Da kommt er schon fast betrunken zum Abendessen nach Hause.«

»Um so besser, Kindchen. Dann sind wir auf der sicheren Seite.«

Der Eierlikör geht in die vierte Runde, und trotz aller Euphorie beginnt Franziska vor Aufregung zu schwitzen.

»Also Badesalz und Pharisäer«, flüstert sie. »Aber was passiert dann? Das verstehe ich immer noch nicht.«

Hermine lehnt sich lächelnd zurück und wischt sich den Eierlikör vom Oberlippendamenbart. »Berufsgeheimnis der Gärtner. Aber da du ja nun bald auch richtig zum Club gehörst, will ich es dir ein wenig verraten. Hat etwas mit unseren Düngemethoden zu tun. Und damit kann man eine sehr rätselhafte, und wenn man will, manchmal auch eine tödliche Krankheit auslösen. Wenn man es tödlich will, dann ist es auch tödlich.«

»Stell dir vor, Karl. Sie hat mit mir Frieden geschlossen. Wir können unseren Plan aufgeben.« Jakob trinkt wie von einem großen Druck befreit sein Bier in einem Zug leer. Ist ja auch kein Problem, wurden doch bei steigenden Preisen die Gläser immer kleiner. Das gute Gleumes Nulldreier war fast schon Geschichte. Das kannten viele Krefelder nur noch vom Hörensagen. Damals sagte man noch eine Stange Bier. Jetzt war es nur noch ein Stängchen.

»Nix da.« Karl wischt resolut den Rückzieher beiseite. »Frauen schließen nie Frieden. Sie schließen Abkommen, die nur die Gegenseite einzuhalten hat. Ausserdem, d*at Franzi* hat mir jestern morgen den Wagen in die Werkstatt gebracht. Hat mal wieder die Gänge gründlich malträtiert. Hoffentlich kommt die nicht vorher in eine Verkehrskontrolle und muß ihren Lappen abgeben. So wie die nach Eierlikör roch, da war mein Azubi schon besoffen vom Danebenstehen.«

»Ja nä. Ich weiß nicht. Enthauptung. Das klingt so schrecklich.«

»Ach wat. Nimm dir mal nen juten Bestatter. Die machen die schlimmste Leiche wieder piekfein. Ich kenn da einen auf der Hülser Straße. Wenn ich dem einen frische Unfall bringe, dann jibt et Provision. Die teilen wir uns dann. Die brauchen dringend jeden Toten. Die Bestatter kämpfen ja inzwischen auch ums Überleben. Wenn du verstehst, wat ich meine.«

Jakob trinkt sein drittes Bier auf Ex. »Nee. Im Ernst.

Die war heute morgen richtig nett. Einmal in die Woche in die Wanne, hat sie vorgeschlagen. Damit kann ich leben. Gut leben. Hat auch extra ein neues Badesalz mitgebracht. Ist ja eigentlich auch schön, so in der Wanne. Früher, ja da haben wir sogar oft zusammen...«

»Laß jetzt die Erinnerung weg. Das hilft uns nicht mehr.« Karl zuckt die Schultern. »Tut mir leid. Aber *dat Franzi* hat heute morgen den Wagen schon abgeholt. Habe alles gut präpariert. Sobald die ihren geliebten Rieu in dat Radio oder dat Dingsda reinschiebt... Puff. Schon geht der Airbag auf. Puff! Sieht nix mehr. Vollbremsung. Dat war et dann schon. Wunderwelt der Elektronik.«

»Und das funktioniert sicher?«

»Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit. Falls nicht, dann hast du einen schweren Pflegefall an der Backe, oder wir müssen es noch mal probieren.«

Unsicher schwankt Jakob zum Rähmchen. »Bier her.«

Seine Franziska! In drei Wochen hat sie Geburtstag. Eine Woche später ist Hochzeitstag. Den hat er noch nie vergessen. Und nur ein Mal den Geburtstag. In dreißig Jahren. Und jetzt fährt sie ahnungslos durch die Gegend. In ihrem Nacken eine Stahlplatte, von Karl wie auf eine Abschussrampe montiert, die bei einer Vollbremsung zum tödlichen Geschoss wird.

Tut mir leid, würde er der Polizei sagen müssen, habe wohl die Ladung schlecht gesichert. Hab meiner Frau aber noch extra gesagt, sie soll den Wagen ausräumen. Ehe sie wieder losfährt. Hat sie wohl vergessen. Die macht aus dem Auto ja immer eine Müllhalde. Aber die hört ja nicht auf mich.

»Jetzt mach dir mal keinen Kopp«, tröstet Karl. »Vielleicht macht sie dat Dings gar nicht an. Will mal keinen Rieu hören. Wäre ja ne Wohltat.«

»Ja, vielleicht.«

»Es tut mir sehr leid«, sagt die junge Polizistin. »Ihre Frau hatte leider einen tödlichen Unfall.«

Die Polizistin spricht Jakob an, als er gerade voller Hoffnung die Haustür aufschließt. Er hat sich umsonst beeilt. Es ist tatsächlich passiert.

»Bitte setzen Sie sich sobald wie möglich mit uns in Verbindung. Wir haben noch ein paar Fragen. Routine. Formalitäten. Verstehen Sie?«

Jakob schwankt wie ein angeschlagener Boxer. Tödlicher Unfall. Enthauptet. Ob man den Wagen je wieder sauber bekommt? Oder ist er nur noch Schrottwert?

»Brauchen Sie Hilfe? Sollen wir einen Arzt rufen?« Die junge Polizistin faßt mitfühlend seinen Arm.

Wie lange hat ihn keine Frau mehr so sanft berührt! Eine Woge des Glücks flutet durch Jakob, und er schüttelt den Kopf.

»Nein danke. Es geht schon. Es ist der Schock, verstehen sie?«

»Natürlich. Es tut mir wirklich leid. Hier ist meine Karte. Melden Sie sich bitte, sobald Sie können. Brauchen Sie wirklich keinen Arzt?«

»Nein, nein. Geht schon. Ich komme am Montag. Reicht das?«

»Selbstverständlich.«

Auf dem Küchentisch liegen ihre Einkäufe. Der Braten für den Sonntag. Milch. Gemüse. Kaffeefilter. Sie war doch schon gesund zu Hause angekommen. Jakob schüttelt den Kopf. Wo wollte sie dann bloß noch mal hin? Was hatte sie vergessen? Er räumt die Sachen automatisch in den Kühlschrank. Eine Flasche Rum? Sahne? Er trank selten Rum. Höchstens im Winter als Grog.

Die Kaffeemaschine röchelt in der Küche. Sie hatte sogar noch den Kaffee aufgesetzt. Sie wollte ja gleich wieder da sein. War doch alles gut gegangen. Warum war sie bloß noch mal losgefahren?

Jakob schnüffelt an der Flasche Rum. Einen Schluck

könnte er jetzt vertragen. Auf den Schock. Er trinkt einen Schluck, schüttelt sich. Im Bad rauscht Wasser. Sie hatte sogar schon sein Bad vorbereitet. Das vereinbarte Samstagbad.

Er heult ungehemmt. Sie wollte nur ganz kurz noch mal weg. Sie wollte ihm bestimmt noch eine Überraschung bereiten. Deshalb hat sie in Vorfreude darauf auch den Rieu angemacht. Sie liebt ihn immer noch. Ganz sicher. Und er hatte sie enthauptet! Wenn eine Frau wirklich liebt, dann erträgt sie auch stinkende Socken. Oder wenn man zur Entlüftung die Arschbacke hebt. Was hatte er bloß getan?

Als er sich langsam auszieht, erscheint es ihm wie ein Akt der Liebe. In memoriam. Er wird in die Wanne steigen, so wie *dat Franzi* es sich gewünscht hat. Sie hat es liebevoll vorbereitet. Er wird nun mehr auf sich achten. Ihre Wünsche ernst nehmen. Er stellt die Flasche Rum neben die Wanne. Das Badesalz duftet nach frischem Tannenholz. Holz. Welchen Sarg hätte sie sich wohl gewünscht? Er muß Karl anrufen. Der kennt doch einen guten Bestatter.

Betti angelt den Eierlikör aus dem Korb. »Wirklich schade um Franziska. Du hattest doch alles gut vorbereitet?«

»Natürlich. Was denkst du. Alles lief genau nach Plan. Und dann macht sie diesen blöden Unfall. War wirklich ein blöder Unfall. Nur zu dumm, dass sie vorher das Badewasser nicht mehr auslaufen lassen konnte. Und das Badesalz stand da noch rum. Hoffe nur, dass der *Nachlaß* nicht in die falschen Hände gerät.«

»Wollen wir doch hoffen«, kichert Betti. »Hat ja wohl zum Glück keiner gemerkt, was wirklich passiert ist. Tödlicher Kreislaufkollaps im Bad nach seelischer Erschütterung. Stand so in der Zeitung.«

»Arme Franziska. Sie wird uns fehlen.«

»Ja, arme Franziska. Sie hätte so gut zu uns gepaßt.

Aber dafür möchte ich wieder Vollmitglied sein.«

»Ach, ist es schon wieder so weit?« lächelt Hermine hoffnungsvoll.

»Ja, leider. Manchmal ist er ja richtig nett und amüsant. Wenn er will. Das Problem ist nur, mein Mann trinkt keinen Alkohol. Funktioniert das denn nicht auch ohne?«

»Leider nein. Die Kalkstickstoff-Krankheit wird nur in Verbindung mit Alkohol ausgelöst. Mit der richtigen Menge Alkohol im Blut und Kalkstickstoff im Badesalz hat er keine Chance. Entweder bekommt er einen Herzstillstand oder er ertrinkt beim Kreislaufkollaps in der Wanne.«

»Mein Mann trinkt aber nur Tee und Fruchtsäfte. Verspricht sich davon die ewige Jugend.« Betti kichert ungeniert. »Kann er nun haben, das Ewige.«

»Fruchtsaft geht auch«, strahlt Hermine plötzlich. »Keine Sorge. Männer haben etwas erfunden, was sie „Jungfrauenkiller" nennen. Wodka in Orangensaft. Schmeckt man den Alkohol absolut nicht raus. Man ist betrunken, ehe man merkt was los ist.«

Betti stürzt entschlossen den Eierlikör runter.

»Jungfrauenkiller ist gut. Wirklich gut. Der Schuft hat mich mit seiner jungen Praktikantin betrogen.«

»Na dann Prost. Und wieder willkommen im Club.«

Norbert Potthoff

DAS MISTSTÜCK

Morden war sein Handwerk, ein einträgliches dazu. Er mordete täglich, meist in der Nacht, manchmal sogar im trunkenen Zustand. Aber diese Morde gefielen ihm am nächsten morgen nicht mehr so richtig. Unter Einwirkung von Alkohol waren sie schlecht durchdacht, stümperhaft in der Durchführung und ohne bissige Pointe. Ansonsten war Paul Mann ein brillanter Mörder, geradezu ein Künstler seines Fachs. Für seine elegante Art gehörte auch ein entsprechender Künstlername: Jean-Paul l`Homme. Als Jean-Paul hatte er noch jedem Kommissar, jedem Ermittler ein Schnippchen geschlagen. Natürlich hinterließ er als Täter Spuren, aber die waren stets so verwirrend und in alle möglichen Richtungen weisend, dass jeder Ermittler daran verzweifeln musste. Paul Mann mordete am Computer, den er nur seine Schreibmaschine nannte. Paul war ein erfolgreicher Schriftsteller.

Aber hatte er sich jemals damit beschäftigt, einen Menschen umzubringen? So ganz real die Möglichkeit eines Mordes durchdacht? Als der Gedanke das erste mal in sein Bewußtsein drang, schien er ihm unheimlich, bereitete ihm sogar ein flaues Gefühl im Magen. Dennoch sagte er laut und trotzig: »Du Miststück. Ich bring dich um.«

Paul war tief verletzt und das Miststück war die Frau, die ihn verlassen hatte. Er beugte sich hinab, tastete nach dem Kopf seines Hundes und kraulte ihm gedankenverloren die Ohren. Er erwartete von ihm keine Zustimmung. Was wußte der Hund schon von Verrat, Betrug und Erniedrigung. Zwar bekam er nun sein Fressen einige Stunden später als gewohnt, aber damit schien er sich abgefunden zu haben. Ebenso mit der Tatsache, dass es nun keine langen Spaziergänge im Stadtwald mehr geben würde. Der Hund war geduldig und anpassungsfähig und schien nicht vor Sehnsucht nach dem treulosen Frauchen eingehen zu wollen. Nur die Spielregeln hatten sich für ihn geändert.

Es waren lausige Spielregeln. Nicht nur für den Hund. Und sie waren deshalb lausig, weil das Miststück die Regeln bestimmt hatte. Die Frau nutzt die sexuellen Bedürfnisse des Mannes schamlos aus, um ihn ein Leben lang als Finanzier des eigenen Wohlstandes an sich zu binden. Sie war eine Emanzipierte. Sie kam und ging, wann sie wollte, und als bei ihm nichts mehr zu holen war, da ging sie mit einem anderen Mann auf und davon.

Sie konnte die Ehe brechen ohne Schuldgefühle. Das Schuldprinzip bei der Scheidung gehörte längst der Vergangenheit an, weil die Richter, natürlich unter dem Druck der Frauen, zu der Überzeugung gekommen waren, dass immer der Mann Schuld sei. Immer. Und dafür muß er zahlen. Die Emanzen hatten den Staat längst umgekrempelt, nur die Männer hatten es noch nicht begriffen. Sie wichen immer weiter zurück,

zogen den Kopf ein, wenn die Frauen lauthals auf das *faule Geschlecht* eindroschen und waren inzwischen, eingeschüchtert, sogar selbst der Meinung, dass die Beschuldigungen zutrafen. Männer sind faule Schweine. Frauen hatten dem Mann das natürliche Selbstbewußtsein gründlich ausgetrieben und ihn zum Schuldigen für Alles gemacht.

Er machte sich eifrig Notizen wie ein Buchhalter. Nach sieben gemeinsamen Jahren würde ihm kaum etwas bleiben. Sie hatte ihn nicht nur moralisch ausgeplündert. Schließlich, erschöpft von zu vielen Gedanken, rief er den Hund.

Sie waren Nachtgespenster geworden. Er litt unter Atemnot, körperliche Arbeit erschöpfte ihn und das Nichtstun machte ihn müde. Er verließ mit dem Hund erst das Haus, wenn die letzte Straßenbahn vorbei war, die Kneipen geschlossen und alle rechtschaffenen Bürger mit ihren Dackeln, Yorkshire Terriern und absonderlichen Mischlingen längst im Bett lagen. So waren sie ungestört, wanderten zehn mal um die schlafende Fontäne des Friederichplatzes, frei von Leinenpflicht und Kotbeutelzwang, und wenn bei Akin noch Licht war, dann gönnte er sich auf dem Heimweg, zurück an seinen Schreibtisch, noch zwei oder drei Bier. Manchmal auch erheblich mehr. Ihm war es langsam egal, woran er zu Grunde ging.

Es geschah in der zweiten Woche nach ihrem Verschwinden, als er auf dem Nachhauseweg wieder murmelte: »Du verdammtes Miststück. Ich sollte dich umbringen.«

Aber da hatte er bei Akin mehr als drei Bier getrunken, und es war noch im *Konjunktiv irrealis* formuliert. Und die niederrheinische *Daressiep* hatte Haare und Jackett ordentlich durchnäßt. Er hatte vergessen, Zigaretten für den Rest der Nacht zu kaufen und er hatte kein Kleingeld mehr für den Automaten. Außerdem stank der Hund abscheulich nach Regen.

Seine Stimmung war einfach mies gewesen. In dieser Stimmung würde man jeden umbringen wollen. Theoretisch.

Aber zwei Nächte später tauchte der Gedanke wieder auf. Einfach so. Ein reines Bauchgefühl: *Du Miststück! Du verdammtes Miststück!* Von da an wurde er den Gedanken nicht mehr los.

Ein Mord ist eine ernste Angelegenheit. So ohne weiteres und ohne triftigen Grund darf man die Ordnung der Gesellschaft nicht verlassen. Wie etwa beim Parken im absoluten Halteverbot oder nachts zu schnell über die Nordtangente rasen. Das waren kleine Ausrutscher. Aber wann darf man einen Menschen umbringen? Er war Niederrheiner und kein hektisch impulsiver Rheinländer. Mord im Affekt hielt er grundsätzlich für verwerflich. Aus Dummheit, Gereiztheit oder Gedankenlosigkeit sollte man keinen Menschen töten. Nicht einmal im Straßenverkehr. Das hielt er für unentschuldbar. Anliegen und Grund müßten klar und durchdacht sein. Aber das stand für ihn schon außer Frage. Es sind die Menschen, die einem das Leben unerträglich machen, die jede Form von Moral, Sitte und Anstand verspotten und mit Füßen treten.

»Man muß es als einen chirurgischen Eingriff betrachten«, dozierte er dem Hund. »Das Entfernen eines Geschwürs, einer ganz üblen Sache. Im Mittelalter stellte man die Ehebrecherin an den Pranger, oder man warf sie einfach in den Brunnen.«

Auch ich verurteile dich nicht. Gehe und sündige fortan nicht mehr.

So konnte nur jemand reden, der Jesus hieß. Aber da lag das Problem: Sie würde es immer wieder tun, und er war nicht Jesus.

Seine Wanderung um den Friedrichsplatz glich der

Wanderung auf einem Gefängnishof. Eine Runde, zwei Runden, drei Runden. Der Hund nahm Witterung auf. Seine Nase tropfte und das Gebiß klapperte. Lachend warf er dem Hund einen Stock.

»Sie ist auch nur eine läufige Hündin.«

Bei Akin war noch Licht. Nach dem dritten Bier zögerte er aufzustehen. Akin sah ihn an und legte „Smoke on the water" auf. Er wußte, womit er seinen Gast beruhigen konnte. Der stampfende Rhythmus der Gitarren wirkte schnell, und er bestellte ein weiteres Bier.

»Ein Mord ist wie ein gutes Essen vorbereiten«, räsonierte er laut in den dunklen Wald seiner Gedanken hinein. »Jedes Detail muß stimmen, die Zutaten müssen frisch sein und der Genuß abgerundet.« Er schnalzte genießerisch mit der Zunge.

»Sprich ruhig weiter«, lachte Peter mit schwerer Zunge, »ich bin nicht im Dienst. War immer schon neugierig, wie man einen Mord eigentlich vorbereitet. Mach mal zwei Bier, Akin.«

Sie tranken eine Weile, stumm, jeder seinen Gedanken nachhängend.

»Ehrlich, ich habe auch schon daran gedacht«, murmelte Peter schließlich. »Ich hab Familie, zwei Kinder, bin qualifiziert und wurde wieder einmal nicht befördert. Frauenquote, sag ich nur. Ledig, ohne Verpflichtungen, aber sie hat jetzt den Job als Hauptkommissarin. *Political Correctnes*«, zischte er verächtlich.

»Du bist ja frauenfeindlich!« lachte Paul vergnügt.

»Stimmt. Bin ich. Aber nur manche Frauen sind meine Feinde. Schau es dir doch an. Geht es um Mammographie, reißen sich die Krankenkassen und die Ärzte den A.... auf. Aber wenn wir Männer über Fünfzig sind, dann ist es egal ob die Pros..., ja Prost, mein Lieber.« Peter trank hastig. „Man könnte rasend werden."

»Ja, das ist so einfach nicht. Sinnlos, brutal, im

Affekt, aus Gier. Solche Morde gibt es schon genug. Aber der feine, wohldurchdachte Mord an einem richtigen Miststück der Menschheit, das ist schon eine Überlegung wert.«

»Aber wenn du schon von Essen sprichst, wir können inzwischen nahezu alle Gifte nachweisen«, warf Peter mahnend ein.

»Ich weiß, ich weiß. Die Gerichtsmedizin macht es uns wirklich schwer. Ständig entdecken die irgend etwas Neues. Man muß auch noch die Polizei gründlich hinters Licht führen.«

Peter stand auf und klopfte ihm auf die Schulter. »Da sehe ich kein Problem. Ich kann dir gerne eine Liste besorgen, wie man die Laborleute immer noch täuschen kann. Wann und wie man sie verabreicht, damit keine Spuren bleiben. Bei deinem Talent und deiner Geisteskraft ist das für dich eine Kleinigkeit, daraus einen rätselhaften Mord zu stricken. Dann viel Erfolg und laß dich nicht erwischen.«

Beim sechsten Bier begann sich der Gedanke einzunisten. *Umbringen. Aber nicht erwischt werden.* Unmöglich!?

»Rache muß kalt genossen werden«, sagte er laut, um sich selbst einen gedanklichen Aufschub zu gewähren.

Akin grinste verständnisvoll. »Bis morgen, mein Lieber. Und schlaf dich einmal gründlich aus.«

Bis zum Morgen hatte er zwanzig Mordpläne entworfen, doch der entscheidende war noch nicht dabei. Ein Plan, der ihn straffrei davonkommen ließ und ihn zudem in den Genuß brachte, sein Opfer leiden zu sehen. Ja, das war eigentlich der springende Punkt. Der Genuß. Sich am Entsetzen des Opfers zu weiden. Sie betrunken machen und im hintersten Winkel des Kellergewölbes einmauern. Und sie würde mit ihrer ordinären Stimme fluchen und schreien, ihn beschimpfen und weiter schreien. Es würde nichts

nützen.

Er lächelte vergnügt und öffnete noch eine Flasche Rotwein. Dann holte er den abgegriffenen Band aus dem Bücherregal und begann zu lesen. Das Faß Amontilado von Edgar Alan Poe. Darüber schlief er beruhigt ein.

Am Mittag klingelte sie ihn aus dem Bett. Er hastete fluchend die Treppe hinab, aber sie stand bereits im Flur und streichelte den Hund, der sie neugierig beschnüffelte. Zumindest war es keine freudige Begrüßung, und er lobte den Hund innerlich für seine Loyalität.

Sie sah ihn geringschätzig an. » du hast wohl wieder gesoffen. Ich wollte mit dem Hund spazieren gehen. Wie ich dich kenne, läufst du kaum zehn Schritte mit ihm.«

»Wann bekomme ich endlich die Schlüssel?« flötete er sanft zurück. Ihr schlechtes Benehmen war leicht zu provozieren. Sie würde ihm immer widersprechen. Egal was er sagen mochte.

»Die bekommst du, wenn ich meine Sachen geholt habe«, entgegnete sie grob. Ihre schmalen Lippen zogen sich dabei häßlich in die Breite. »Was ist nun?«

Was sollte er machen? Der Hund freute sich inzwischen wie toll. Er sah ihnen nach und seufzte. Sie war noch fetter geworden und ging breitbeinig wie ein Kerl. Eine Zeitlang hatte man ihn noch höflich gefragt, ob sie schwanger sei. Da glich sie mit ihrem Kugelbauch noch einem weiblichen Buddha bei sonst recht passabler Figur. Dieses Stadium schien endgültig überschritten und ein neuer Vergleich würde sich bald bei japanischen Ringkämpfern ergeben. In Amerika, wo die Übergewichtigen inzwischen zur nationalen Plage geworden waren, war man dazu übergegangen, sogar schon Särge in Übergrößen zu produzieren. Er brauchte eigentlich nur zu warten. Geduld aufbringen. Sie würde sich schon selbst umbringen. Mit absonderlichen

Schokoriegeln. Aber damit er das Gefühl der Überlegenheit nicht verlor, dass er die Fäden ihres Untergangs zog, sollte er sie vorsorglich mit einem Fluch belegen. Seit seiner Kindheit war er davon überzeugt, Menschen verfluchen zu können. Das wäre die kälteste Form der Rache.

Er setzte sich an den Schreibtisch, schob die Liste seiner möglichen Mordpläne nachlässig zur Seite und dachte nach. Ja, so müßte es gehen.

»Ich verfluche dich, du Miststück.«

Er lachte beschämt, als er seine eigene Stimme so hörte. Dann räusperte er sich und wiederholte, nun mutiger geworden, mit lauter Stimme: »Ich verfluche dich!«

Er sprang begeistert auf. Das hörte sich gut an! Er probierte verschiedene Posen, streckte drohend einen Arm aus, hob dann gebieterisch beide Arme in die Höhe, so wie er es in Filmen mit Magiern gesehen hatte, zischte den Fluch wie eine Schlange, donnerte ihn heraus wie Stentor an Griechenlands Gestaden und hüpfte kichernd wie Rumpelstilzchen von einem Bein aufs andere.

»Ich verfluche dich! Ich verfluche dich, ich verfluche dich.«

Er erging sich in kindlicher Freude bis zur Erschöpfung. Ein wenig reuig ob des Unsinns schlich er schließlich in die Küche. Er kam sich ein wenig albern vor. Er trank Kaffee und grübelte. Außerdem, es war ja noch kein richtiger Fluch. Er brachte von Herzen nicht einmal den Mut auf, dem Fluch eine Richtung, eine Bedeutung zu geben. Zu was sollte er sie verfluchen? Dass sie fett, häßlich und alt würde? Er grinste böse. Das bekäme sie schon selbst hin, ganz ohne sein Zutun. Dass sie an einen Mann geraten möge, der sie mit der Putzfrau betrog? Damit war in jedem Fall zu rechnen.



Er schreckte hoch. Der Hund bellte übermütig im Schreibzimmer. Sie hatte schon wieder in unverschämter Weise ihre Schlüssel benutzt, als sei es noch immer ihr Zuhause. Und außerdem hatte sie das Allerheiligste betreten. Sein Schreibzimmer mit all seinen Aufzeichnungen der letzten Tage.

»Lebenslänglich sollst du dafür bekommen«, murmelte er düster in die tiefe Schwärze seiner Kaffeetasse. »Lebenslänglich hinter Gittern, du Miststück!«

*

Die Handschellen klickten um ihre Gelenke.

»Er wollte mich umbringen. Das hat mich so wütend gemacht«, zeterte sie. »Sehen Sie selbst. Er hat die Pläne exakt aufgeschrieben. Jedes Detail.«

Der Polizist schüttelte fassungslos den Kopf. »Das ist doch Unsinn. Ich habe alle seine Kriminalromane gelesen. Ein Schriftsteller mordet in der Phantasie, aber niemals in der Wirklichkeit. Dafür schlägt man ihm doch nicht mit einer Wasserflasche den Schädel ein. Ich hoffe, dafür kommen Sie lebenslänglich hinter Gitter.«

Norbert Potthoff

KUNSTRAUB

Einst hatte Jakob ein Linsengericht zubereitet, als Esau erschöpft aus seinem Atelier kam. Da sagte Esau zu Jakob: »Gib mir doch etwas zu essen, ich bin ganz erschöpft.«

Jakob gab zur Antwort: »Dann gib mir jetzt sofort ein Bild dafür.«

»Schau, ich sterbe vor Hunger«, sagte Esau, »was soll mir da mein Bild noch helfen.«

Darauf gab Jakob dem Esau Brot, Linsengemüse und Bier; er aß und trank, stand auf und ging seines Weges.

Man möge mir die kleine Veränderung des Bibeltextes verzeihen, aber tatsächlich haben Hunger und Durst so manchen Künstler dazu gebracht, für ein "Linsengericht" ein mehr oder weniger wertvolles Bild zu geben. Etliche Gastwirte, Bäcker oder Metzger mögen so zu einem Kunstschatz gekommen sein, den sie sich sonst nicht hätten leisten können. Es wäre

selbstverständlich überlassen, eine erfolglose Suche zu organisieren.« Schorsch trat ab. In der Tür drehte er sich noch einmal um.»Übrigens, meine Herren, das fehlende Bild ist ironischerweise das Bild vom Klei-Schorsch.« Dann war er endgültig weg.

Glücklicherweise füllte Schäng mit dem Geräusch des Zapfhahns die eingetretene Stille, und ebenso still traten wir den Rückzug in die Schwemme an. Nur der Achim, der kroch doch tatsächlich unter die Stühle und Tische, um nach dem Bild zu suchen. Fand aber nichts. Mit dieser reichen Erfahrung und mit schmutziger Hose stieß er wieder zu uns.

»Prost Männer. Macht mal einer die Tür zu?«

»Et is doch noch net zwölf.«

»Egal, es kommt ja doch keiner mehr.«

Kaum war die Tür geschlossen, hämmerte auch schon jemand dagegen. Matthes, mit der Figur des idealen Türstehers, öffnete sie einen Spalt und schob seinen Bauch dazwischen. »Ach, du bis et, Tünn. Kommst aber spät.«

Der angesprochene Tünn stöhnte, und sein magerer Körper schob Matthes mühelos beiseite.

»Ihr müßt mich retten. Ich brauch dringend ein Bier.«

»Wat hasse denn? Is dich die Trina wegjeloope?«

»Mach kein Quatsch, Matthes, es ist wirklich ernst. Ich war fünf Stunden auf der Autobahn. Von Stuttgart her. Du glaubst gar nicht, wie ich mich nach einem Gleumes gesehnt habe.«

Er hatte unser aller Mitgefühl. Und wir wußten, was er unter *einem* Gleumes verstand und gönnten ihm eine Sprechpause bis zum vierten und wußten danach, wer *Kommissar Zufall* war.

Tünn wischte sich den Schaum von den Lippen und stöhnte vor Wonne. »Ach, übrigens, Schäng, nimm doch mal die Tüte hier. Hab die schon zwei Wochen im Auto liegen. Ich sollte doch den Rahmen reparieren, von dem Bild mit dem Klei-Schorsch.«

Norbert Potthoff

DIE FLIEGEN

Die letzten Schritte zur Wohnungstür laufe ich schneller, getrieben vom dringenden Bedürfnis nach einer Zigarette. Irgendwo auf meinem Schreibtisch mußten noch welche liegen. Die Tür lasse ich vor Hast offen stehen, ich betätigte keinen Lichtschalter, das Licht von der Straße reicht mir als Orientierung.

Es war so, als müßte ich nach einem langen Nachtbummel ganz dringend aufs Klo. Diese quälenden, letzten Schritte, das unsägliche Gefühl, es nicht mehr rechtzeitig schaffen zu können.

Dabei ging es nur um eine lausige Zigarette. Um eine Sucht. Warum war sie so heftig? Hatte ich nicht noch im Wagen geraucht, ehe mir die Packung dann unter den Sitz rutschte und ich beim Aussteigen vergaß, sie dort wieder rauszufischen?

Auf dem Schreibtisch würden höchstens zwei in der Packung sein. Wenn ich Glück hatte. Dann müßte

es reichen, mich auf zwei Zigarettenlängen auszuruhen, zur Besinnung kommen, meine angeschlagenen Nerven zu beruhigen. Dann könnte ich in aller Gelassenheit zurück in die Garage gehen, ganz entspannt, die volle Packung finden und wieder hinauf in die Wohnung schlendern und irgendwie den Rest der Nacht verbringen.

Die Tür zur Dachterrasse steht einen Spalt offen. Schlechte Luft, nehme ich gleichgültig wahr. Mit der Zigarette in der Hand ließ sich das eine Weile aushalten. Bis zur Hälfte der zweiten auch noch. Dann nicht mehr. Faules Obst, Moder oder Gülle. Die schwere Süße von Verwesung. Doch immer noch angenehmer, als der permanente Stadtmief, den Menschen und Maschinen ununterbrochen produzieren. Der ruhige Vorort St. Tönis liegt näher an der Landwirtschaft als an den Einkaufstraßen oder Bürogebäuden von Krefeld.

Der seltsame Geruch wird stärker. Fast unerträglich. Entschlossen trete ich auf die Terrasse, gehe vor bis an die Brüstung. Ein warmer Heuduft kitzelt meine Nase. Seltsam. Von Moder und Fäulnis keine Spur. Links erblicke ich die schwammige Lichtglocke über der Stadt, rechts die Schwärze des Himmels über den Bauernhöfen. So schwarz, dass man eingebettet darin die Sterne sehen kann. Jedenfalls mehr, als unter der Lichtglocke von Krefeld. Manchmal laufe ich Nachts noch ein paar Kilometer weiter in die Felder hinein, um noch mehr Sterne sehen zu können. Ich bin süchtig nach Sternen. Sternenreise nenne ich meine Wanderungen.

Zwei schnelle Züge noch, dann werfe ich die Kippe mit einem Schnipp in die Nacht hinaus. Wie eine winzige Sternschnuppe segele sie davon. Nun wird es Zeit.

Barfuß renne ich die Treppen hinab, lasse alle Türen weit offen. In der Tiefgarage sind zwölf Stellplätze für

drei Familien. Alle Plätze sind frei. Bis auf meinen einsamen Mini. Mein kleines Egoistenauto, mein Symbol für meine eigene, kleine Welt. Kein Wunsch nach Familie oder großem Anhang. Macht bei zwei kinderlosen Familien und mir fünf Stück bei Bestbesetzung. Der Rest bleibt frei. Für was eigentlich? Der Architekt musste noch anderes mit der Garage im Sinn gehabt haben. Mehr als die Vorstellung, im Notfall das Sommerfest der Nachbarschaftgemeinschaft bei Regen in eine Halle verlegen zu können. So wie im letzten Jahr, als man in unserer Tiefgarage sogar ein Hockeyturnier für die Kinder ausrichtete. Der Geruch von Fett und verbrannten Würstchen klebte noch Wochen am Beton.

Die Zigaretten liegen unter dem Beifahrersitz. Zwischen weich gewordenen Bonbons. Widerlich! Sie kleben sofort an meinen Fingern. Und dazu eine weitere, volle Packung Zigaretten. Immerhin. Ein erfolgreicher Fischzug.

Während ich im Bad die klebrigen Resten von den Fingern schrubbe, starre ich in ein bleiches, übermüdetes Gesicht. »Ich brauche Urlaub«, sagt das Gesicht im Spiegel, und ich nickte stumm. Urlaub!

Die offene Terrassentür hatte inzwischen weichen Heugeruch ins Zimmer gespült, und für einen Moment bin ich zufrieden, beinahe glücklich. Im Sessel einschlafen, vorher noch ein Glas Rotwein trinken. So tun, als wäre ich gerade in meinem Feriendomizil angekommen und würde sitzend, halb schlafend, den aufbrechenden Morgen des ersten Ferientages erwarten. Den ersten Ferientag mit Genuss sinnlos verschwenden. Während Andere bereits in den frühen Morgenstunden des ersten Tages ausschwärmen, Land und Leute zu erkunden, verbringe ich stets meinen ersten Ferientag damit, sinnlos auf einen wichtigen Punkt an der Wand zu starren. Ein Punkt,

der überall sein könnte. Überall in diesem Universum. Aber diese Sinnlosigkeit ist meine Freiheit. Niemand kann mich davon abhalten, niemand kann mir befehlen, etwas anderes zu tun. Niemand.

Einen ganzen Tag verschwenden. Ich könnte es tun. Sogar zwei. Vor mir liegt der Samstag. Und der Sonntag. Mein Mini steht mutterseelenallein in der Garage. Alle Bewohner des Hauses waren wohl schon ins Weekend aufgebrochen. Im Sessel liegen, ein Glas Wein trinken. Es könnte auch mehr als ein Glas werden, mehr als eine Flasche. Zwei Tage lang nicht richtig nüchtern werden, sich nicht waschen, keine Kleidung wechseln, oder ganz ohne auskommen, und erst am Sonntagabend in die Badewanne steigen. Alle Krusten aufweichen, kurz vor dem Ertrinken mich in die neue Woche schleppen.

Noch immer habe ich kein Licht gemacht. Nicht einmal im Bad, als ich mir die klebrigen Finger wusch. Meine Augen haben bereits die Dunkelheit in sanfte Dämmerung adaptiert. Ich bin ein Schatten in der eigenen Wohnung geworden, fast unsichtbar. Ein schwereloser Schatten, der Stück für Stück den Ballast des Tages, der Woche, ja des ganzen Lebens abstreift.

Achtlos lasse ich die Kleider liegen wie sie fallen. Nackt stehe ich mit meinem Glas Rotwein an der Tür zur Veranda, doch weiter traue ich mich nicht vor. Der warme Heuduft dringt herein, und mit ihm die schmeichelnde Luft. Sanft umweht sie meine Brüste, beschleunigt mein Atmen, gleitet den Körper hinab, streift spielerisch meine Schenkel, gleitet dazwischen. Wie eine Liebschaft, die heuduftende Luft und ich.

Die süßliche Fäule der Luft war wieder stärker geworden, erscheint mir aber auch nicht mehr so unangenehm. Eher verwunderlich. Oder lästig. Noch einmal alle Türen öffnen? Oder mit dem Rotwein gleich auf die Terrasse ziehen? Zigaretten hatte ich nun

hinreichend. Für den Rest der Nacht, bis in den Vormittag hinein. Bis dahin wäre ich betrunken genug, mir Alternativen zu überlegen. Ein paar hundert Meter bis zum Kiosk, mit Sonnenbrille getarnt, stumm auf meine Marke zeigen, stumm bezahlen. Oder heroisch ganz dem Rauchen abzuschwören.

Geschmeidig wie ein Schatten gleite ich zu meinem Korbstuhl in der Verandaecke, stelle Glas und Flasche auf die weißgrüne Marmorplatte. Zwei Fliegen begleiten mich, suchen gierig die Nähe meines roten Weines. Wedelnd suche ich sie zu vertreiben. Lästiges Ungeziefer. Vertreiben kann ich sie nicht. Kraftlos ruht meine Hand auf der Marmorplatte. Im fahlen Mondlicht ist sie kaum vom weißgrünen Marmor der Tischplatte zu unterscheiden. Ich sehe aus wie tot. Im warmen Kerzenlicht möchte ich mich jetzt betrachten. Warm und lebendig sein. Mit der schmeichelnden Luft auf meiner Haut, auf meinem ganzen Körper. Im warmen Licht von vielen Kerzen, ungeachtet der gierigen Blicke aus den Dachfenstern rundum. Blicke, die mich auf Schritt und Tritt begleiten, seit ich vor vier Jahren die Dachwohnung in diesem idyllischen Vorortwinkel bezogen hatte. Blicke von phantasiegetriebenen, pubertierenden Jünglingen. Blicke von frustrierten Müttern und Ehefrauen, die sich den Phantasien ihrer Jungmänner und Ehemänner hilflos ausgeliefert fühlten. Blicke von erfolgsgetriebenen Ehemännern, die sich aus reiner Bequemlichkeit ein Hurenhaus gleich über die Straße wünschten.

An Giftigkeiten hatte es nicht gemangelt. Etwa im Supermarkt, an der Kasse, wo ich oft nur von Ehefrauen umzingelt war.

»Warum suchen Sie sich nicht eine Wohnung in Krefeld? Da haben Sie doch viel mehr Kundschaft.«

Die Männer machten es derber, aber genau so anzüglich, wenn ich auf ein Bier in die Kneipe ging. »Morgen bin ich auf einer Jagd in der Eifel eingeladen.

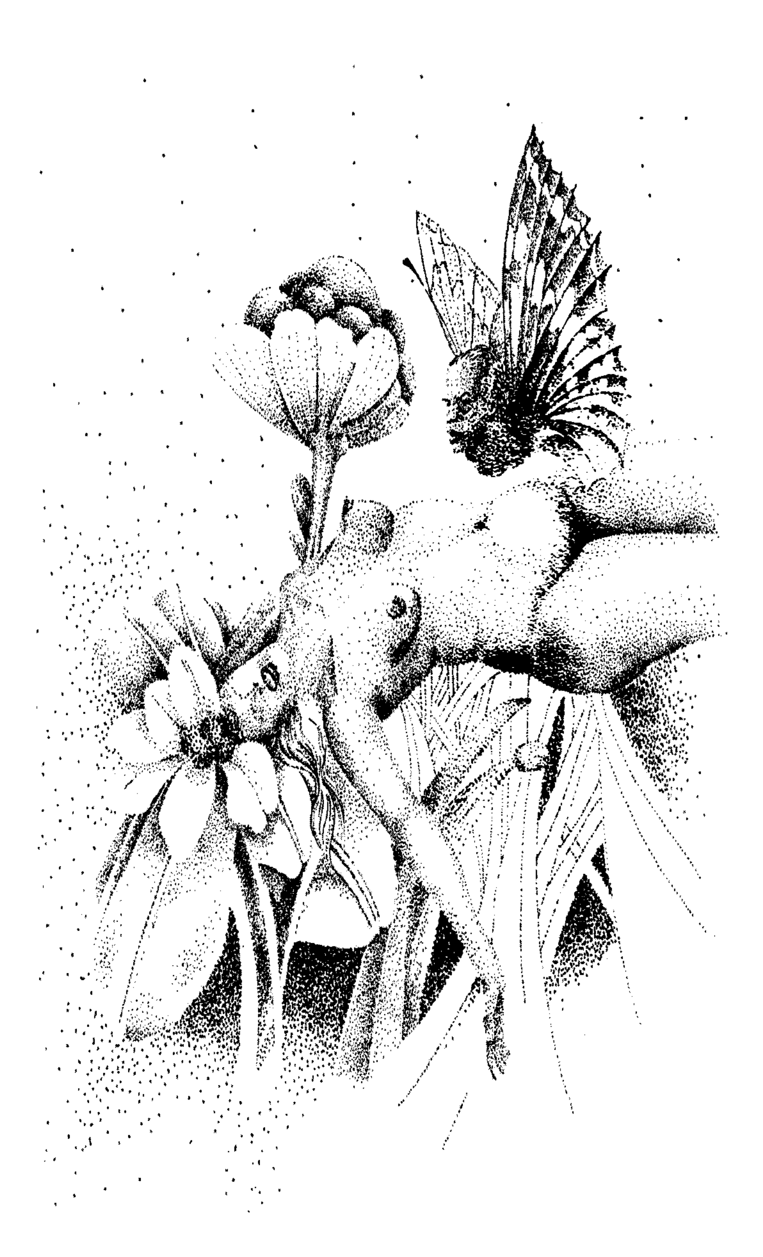
Da suche ich noch eine tüchtige Treiberin.«

An das Schnalzen und Pfeiffen der Landjungend, wenn ich an einem Grüppchen vorbeistöckelte, gewöhnte ich mich schnell. Mehr noch. Der Spaß war auf beiden Seiten erst recht groß, wenn ich dann einen stelzenden Mannequingang anschlug und ihnen Hüften und Po erst recht in Szene setzte.

Doch ich hütete mich, die Gier, die hinter Anzüglichkeiten und derben Späßen verborgen war, zu unterschätzen.

Direkte Kontakte gab es also kaum, außer beim jährlichen Sommerfest der Nachbarschaften. Die Zentrale des Festes war stets unsere Einfahrt zur Tiefgarage, und mein Hausrecht konnte mir keiner streitig mache. Außerdem brachte ich mich bei solchen Anlässen für einige Stunden mit einer Fähigkeit ein, die ich seit der Schulzeit immer noch pflege. Meine Portraitzeichnungen hatten zwar nicht für ein Kunststudium gereicht, trugen mir jedoch regelmäßig die Bewunderung von künstlerischer Laien ein. Das Honorar stiftete ich stets der Nachbarschaftsgemeinschaftskasse. Das reichte für einen gewissen Respekt, für einen zivilisierten Umgang miteinander. Darüber hinaus war ich den Leuten unwichtig, was ich meinerseits ebenso herzlich erwiderte. Mehr oder wenig betrunken beim Zigarettenkauf gesehen zu werden, könnte meinem Ansehen also nicht wirklich ernsthaft schaden. Weiterer Beruhigung bedurfte es nicht, meinen absurden Plan in die Tat umzusetzen, den Wein aus der Anrichte zu holen und mich zu betrinken. Ein kleiner Schwarm von Fliegen folgte mir auf die Veranda.

Die kurze Spanne vor der Trunkenheit ist die Zeit der erleuchteten Gedanken, der Erotik und der Mystik. Die römischen Denker verdünnten deshalb ihren Wein mit Wasser, um diesen Zeitraum auszudehnen, den Kontakt mit der Metaebene, mit der Unendlichkeit aufzunehmen, und sie blickten voller Verachtung auf



die Barbaren, die ihren Wein unverdünnt tranken.

Der Vorhang bewegt sich. Im Haus gegenüber. Im schmucken Haus des erfolgreichen Börsenspekulanten. Vater, Mutter, Kund. Eine nette Familie.

Der Vater. Ein unsteter, erfolgzerfressener Junkie des Kapitalismus, dessen größte Not die Angst vor der Not ist.

Die Mutter. Die pflichtgemäß einen Sohn zur Welt gebracht hat. Die zwischen Bügelbrett, Einkaufen und Kochen nicht weiß, wie sie ihre Attraktivität als Frau erhalten kann.

Das Kind. Sechzehn Jahre nun. Aufgewachsen ohne wirkliches Vorbild. Das verzweifelt seine eigene Zukunft sucht.

Das Kind. Der Junge. Es ist sein Zimmer. Meist schaut er zu mir herüber, wenn ich auf der Veranda sitze, Wein trinke und rauche. Er braucht kein Fernglas. Seine Sehnsucht reicht ihm. Er ist ein wirklich netter Junge. Irgendwie ist er immer in der Nähe, wenn ich vom Einkauf schwer beladen nach Hause komme. Er hilft mir beim Tragen. Er macht es gerne. Manchmal streift er wie zufällig meinen Körper, atmet dann ganz heftig durch. Ich verzeih es ihm und lächle ihn an. Er möchte mich gerne berühren, ich weiß auch wo. Das ist so bei den Männern. Aber er bleibt respektvoll.

Anders beim Mann. Er steht im Zimmer seines Sohnes hinter dem Vorhang, wenn der mit dem Ruderclub unterwegs ist. Und er hat ein Fernglas. Und er atmet nicht heftig, sondern keuchend. Ich weiß es. Das ist so bei den Männern.

Und dann die Frau. Sie schleicht durch das Haus, von Selbstzweifeln geplagt. Sie lauscht an den Türen, spürt ihre schwindende Macht, ist hilflos und ohnmächtig in ihrem Zorn.

Wer steht heute wohl hinter dem Vorhang? Meine Lippen kräuseln sich spöttisch. Mit dem letzten Glas in der Hand trete ich an die Brüstung der Veranda. Zum ersten Mal trete ich splitternackt vor die neugierig,

gierigen Blicke meiner liebenswerten Nachbarn. Die heuduftende Nachtluft trägt mich wie auf sanften Schwingen.

»Nein!!! Sie ist tot!!! Ich weiß es!!!«, gellt plötzlich ein Schrei durch die Nacht, über die Straße. »Ich habe sie ermordet!!! Sie ist tot!!!«

Im Sekundentakt gehen überall die Lichter an. Menschen treten auf die Straße und blicken hinauf zu dem schreienden Jüngling. Dann wird seine Gestalt vom Fenster weggezerrt und das Licht erlischt. Kopfschüttelnd stehen die Bewohner noch eine Weile zusammen, und dann geht einer nach dem anderen stumm zurück in sein Haus.

Erst am nächsten Morgen stand ein Polizeiwagen in der stillen Straße. Irgendwie war das Ereignis der Nacht bis zur Polizeiwache durchgedrungen. Ein übereifriger Vorgesetzter verlangte Klärung. Nächtliche Ruhestörungen dieser Art waren in St. Tönis nicht erwünscht. Eine übernächtigt wirkende Frau öffnete den Beamten die Tür. Sie waren freundlich, entschuldigten sich für die Störung, aber sie müssten einer Meldung nachgehen. Einer Bagatelle vermutlich. Die Frau nickte stumm und bat sie in die Küche.

»Nein, Kaffee ist keine Bestechung«, lachte der Beamte und nahm den dampfenden Kaffeetopf mit einem verbindlichen Lächeln entgegen. Die junge Beamtin bat nur um ein Glas Wasser.

»Es gab da ein lautstarkes Ereignis«, setzte der Beamte zögernd an. »So gegen 22 Uhr, wenn ich richtig informiert bin.«

Die Frau nickte.

»Ihr Sohn soll randaliert haben, betrunken vermutlich. Waren ja alle mal jung«, versucht er gleich abzuschwächen.

»Mein Sohn ist nicht da. Mein Sohn ist zum Sport.

Mein Sohn war nicht betrunken.«

»Nimmt ihr Sohn Drogen?« schaltet sich die Beamtin vorsichtig ein.

»Nein, mein Sohn nimmt auch keine Drogen.«

Der Beamte rutscht nervös auf seinem Stuhl nach vorne.

»Aber wie sollen wir das verstehen? Er hat mehrfach über die Straße geschrieen: Sie ist tot. Ich habe sie ermordet. Können sie uns das erklären?«

Die Frau schweigt, starrt aus dem Fenster hinaus in den Garten und weiter in die dahinter liegenden Felder. Dann beginnt sie leise zu sprechen.

»Er stand jede Nacht an seinem Fenster und starrte zu ihr hinüber. Zu dieser Nutte. Sie hatte meinem Sohn den Kopf verdreht. Abend für Abend stand sie auf ihrer Veranda. Weint trinkend. In luftiger Kleidung. Wenn Sie verstehen, was ich meine. Ich habe es genau beobachtet. Mein Sohn hat alles für sie getan. Beim Einkaufen geholfen, ihren Wagen poliert, Reparaturen in ihrer Wohnung durchgeführt. Mein Sohn war ein guter Schüler, aber plötzlich ließen seine Leistungen nach. Seine Versetzung, sein Abitur, seine ganze Zukunft war in Gefahr. Und dann, letzte Woche Freitag, ging er zu ihr hinüber. Sie stand wieder mit einem Hauch von Nichts auf der Veranda und ließ sich von meinem Sohn begaffen. Ich wollte ihn noch aufhalten, aber er war wie von Sinnen. Fünfzehn Minuten später kehrte er zurück, völlig aufgelöst. „Mama, ich hab sie umgebracht." Ich bin dann rüber, die Türen standen alle offen. Die Nutte lag wie tot auf ihrem Bett, aber sie lebte noch. Da hab ich das Kissen genommen und solange auf sie gedrückt, bis sie wirklich tot war.«

Die junge Polizistin, bleich geworden, zückte ihr Handy und ging in die Diele.

»Und gestern Nacht? Was war da?« fragte der Beamte atemlos weiter.

»Gestern Nacht? Da stand die Nutte plötzlich

splitternackt auf ihrer Veranda, ein Weinglas in der Hand. Ich habe sie genau gesehen und mein Sohn leider auch. Da ist er ausgerastet. Das war alles.«

Als die Beamten aus Krefeld eintrafen, hatten sich schon Schaulustige auf der Straße versammelt. Man fand die tote Frau in ihrem Bett, in einer Wohnung, in der es vor Aasfliegen nur so wimmelte.

Paul an den Beinen aus der lockeren Erde hervor.

»Junge! Was habt ihr bloß gemacht?« fragte Aris Vater. Er schüttelte seinen Sohn an den Schultern, als müsse er ihn aus dem Schlaf rütteln.

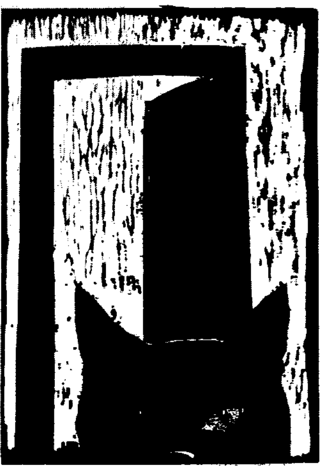
Heiss lief es aus Aris Augen. Tränen und Blut. Er merkte es kaum.

»Ach Papa, ich habe es wirklich nicht angefaßt.«

Heike Potthoff-Scheurenberg
Holzschnitte, Linolschnitte



Die Krähen
Linolschnitt, 30x40
95,-



Katze
Holzschnitt, 45x50
95,-

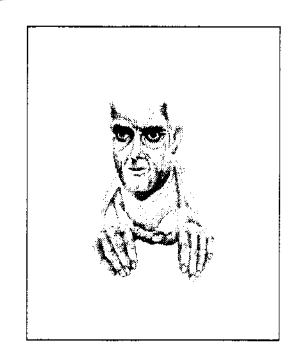


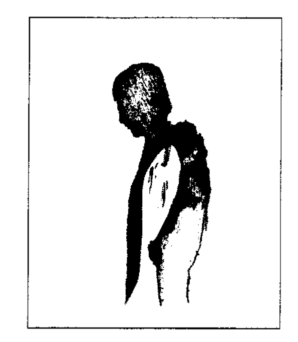
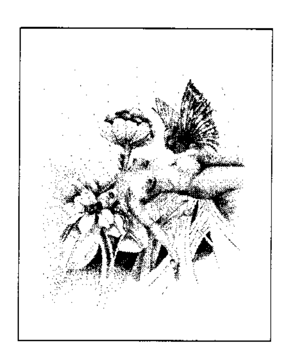
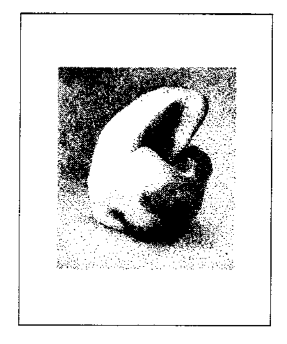
In den Kuhlen
Holzschnitt 20x30
65,-



Am Rhein bei Uerdingen
Linolschnitt, 25x35
65,-

Norbert Potthoff
Kunstmaler, Schriftsteller

Tuschezeichnungen zu den Geschichten,
alle als Galeriedruck *fine art print* auf Bütten
30x40, je Blatt 95,-

Die Krähen.
Für die einen der Wappenvogel des Niederrheins und Namensgeber der Stadt Krefeld, für die anderen die Vögel des Unheils und des Todes.

Mit DIE KRÄHEN beginnt ein neues Genre der Niederrheingeschichten, Geschichten, die gewürzt sind mit Nebel, Kaminfeuer und einer Prise Gänsehaut.

"Wer war der Täter?" war gestern. Die Schauergeschichten vom Niederrhein gewähren einen ganz anderen Blick auf die Menschen zwischen Maas und Rhein. Menschen wie du und ich. Mit Abgründigkeit, Witz und Humor geschrieben.

kultur ak

Das sind Geschichten, wie man sie am Kaminfeuer hören möchte! Ganz in der Tradition von E. A. Poe und Roald Dahl. Küßchen!

lit.news

res publica artis
1984
bücher

ISBN 3-928570-30-7 EURO 9,90

Die Krähen.
Für die einen der Wappenvogel des Niederrheins und Namensgeber der Stadt Krefeld, für die anderen die Vögel des Unheils und des Todes.

Mit DIE KRÄHEN beginnt ein neues Genre der Niederrheingeschichten, Geschichten, die gewürzt sind mit Nebel, Kaminfeuer und einer Prise Gänsehaut.

"Wer war der Täter?" war gestern. Die Schauergeschichten vom Niederrhein gewähren einen ganz anderen Blick auf die Menschen zwischen Maas und Rhein. Menschen wie du und ich. Mit Abgründigkeit, Witz und Humor geschrieben.

kultur ak

Das sind Geschichten, wie man sie am Kaminfeuer hören möchte! Ganz in der Tradition von E. A. Poe und Roald Dahl. Küßchen!

lit.news

res publica artis
1984
bücher

ISBN 3-928570-30-7 EURO 9,90